Siebenunddreissig Jahre aus dem Leben eines Exilierten

Karl Heinrich Schaible

Digitized by Google
A. Schuler Fam.

FIEDLER COLLECTION

TAYLOR INSTITUTION

DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Fiedler K. 3511

Digitized by Google

Vom der Hr. Verlag für Privat Bibl.
Freude macht Wunsch dem Autor
u. Geber die angenehme Er-
innerung sein.
London June 26
1903.

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl Heinrich Schaibler

Digitized by Google

Siebenunddreißig Jahre

aus dem

Leben eines Exilierten.

Ein flüchtiges Lebensbild

von

Karl Heinrich Schaible.

Zum

Andenken für deutsche und englische Freunde.

„Reißt den Menschen aus seinen Verhältnissen,
und was er dann ist, nur das ist er."
(Seume.)

(Privat und für Freunde gedruckt.)

Stuttgart: in Kommission bei Adolf Bonz & Comp.
London: Aug. Siegle, 30 Lime Street E. C.
1895.

Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
23 JUL 1962
OF OXFORD

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Dem

Andenken meines unvergeßlichen Vaters

Dr. Karl Anton Schaible

in

Offenburg.

Digitized by Google

Vorwort.

Ich habe viele Jahre auf fremder Erde gelebt. Als ich endlich nach langer Abwesenheit meine Schritte wieder nach der lieben alten Heimat lenkte, um da die letzten Ruhetage nach stürmischer Lebensfahrt zu verbringen, fand ich, daß mein Heimatland und ich uns gegenseitig fremd geworden waren.

Das Feld meiner Berufsthätigkeit lag in England und der Kreis meiner bescheidenen Wirksamkeit war meinen Freunden in der Heimat völlig unbekannt, während ihre Lebensbahn in ihrem Vaterlande von Anfang an jedermann bekannt ist. Gar oft ward ich gefragt, was ich die ganze lange Zeit getrieben, warum ich mich von der Ausübung meines Universitätsfaches entfernt und dem Erziehungsfache zugewandt habe. Sehr oft hatte ich auf solche Fragen das zu wiederholen, was ich andern schon wiederholt mitgeteilt hatte. Nicht wenige haben mich aufgefordert, ein Bild meines vergangenen Lebens zu entwerfen. Ich konnte mich aber lange nicht dazu entschließen.

Wenn eine politische oder wissenschaftliche Größe dem Publikum sein Lebensbild bietet, so ist solches eine höchst willkommene Gabe, denn die Entwicklung eines bedeutenden Geistes muß für jedermann von hohem Interesse sein. Wenn hingegen ein bescheidener Arbeiter auf dem Felde der Politik

Digitized by Google

oder Wissenschaft solches unternimmt, so wird es mit Recht als Anmaßung, als Größenwahn angesehen.

Ich leide nun nicht an solchem Wahn und wenn ich es wage, ein flüchtiges Bild meines vielbewegten Lebens zu entwerfen, so geschieht dies einzig und allein auf wiederholte Aufforderung von Freunden und nur für Freunde, so bewog mich dazu allein nur der Wunsch, denen, die mir nahe stehen, guten alten Freunden, ein Andenken zu widmen, das sie, wenn ich meinen Pilgerstab niedergelegt haben werde, hie und da an mich erinnern dürfte.

Solche Erwägungen waren es, die mich endlich bewogen, nach Abschluß meines siebzigsten Lebensjahres, folgende flüchtige, mit meiner Rückkehr in die alte Heimat abschließende Skizze zu entwerfen, von meinen Erlebnissen in den vulkanischen Jahren 1848/49, von meinem Exile, von meinem Kampfe ums Leben auf fremder Erde und zur Entschuldigung dieses waghalsigen Unternehmens berufe ich mich auf Goethe, der da sagt in seinem „Faust“: —

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.“

Meine Freunde, besonders die in Deutschland, werden mein näheres Eingehen in meine Berufsthätigkeit in England, in die Angabe meiner Stellungen daselbst, meiner litterarischen Thätigkeit gewiß nicht falsch auslegen, nicht als Selbstüberhebung ansehen. Solche Detailberichte sollten eben meinen Freunden ein klares Bild meines Lebens und Strebens bieten und gehören daher wohl zu einem Lebensabriß. Es ist ein heilliches Unternehmen für einen Sterblichen, ein Bild seiner Wirksamkeit zu bieten. Er ist es sich selbst, der Wahrheit

Digitized by Google

ſchuldig, ſein Leben und Streben ins rechte Licht zu ſetzen, doch muß er ſich dabei von Überſchätzung, von Selbſtlob fernhalten. Ich hoffe, in folgender Skizze den richtigen Pfad eingehalten zu haben.

Es war mir nicht leicht, eine flüchtige Lebensſkizze in kurzer knapper Form zu ſchreiben. Einem jeden, der die Ereigniſſe von 1848/49 in Deutſchland und die erſten 50er Jahre in Paris miterlebt hat, dürfte wohl intereſſanter Stoff in Fülle zur Verfügung ſtehen. Ich durfte mich aber nicht in eine Geſchichte der Bewegungen von 1848/49 einlaſſen, ſondern mußte mich auf meine eigene perſönliche Lebensgeſchichte beſchränken. Und ſolches war mir gerade keine leichte Sache. Teils Rückſichten auf die Koſten des Druckes, beſonders aber auf die Geduld meiner leſenden Freunde, beſtimmten mich, gewiſſe Grenzen einzuhalten, manches Intereſſante auszulaſſen. Ich habe in der Skizze eine einfache, ungezierte, anſpruchsloſe und objektive Erzählungsform befolgt und mich von politiſchem Parteiſtandpunkte fern zu halten geſucht.

Sollte mir noch eine Spanne Zeit vergönnt ſein, ſo hoffe ich ſpäter einmal Erinnerungen an meine Studentenjahre, an die deutſche Revolutionszeit und den Staatsſtreich in Paris, an das Leben und Treiben der Flüchtlinge verſchiedener Nationen in London und meine perſönlichen Beziehungen zu vielen derſelben und an meine perſönlichen Erlebniſſe in dem modernen Babylon an der Themſe eingehender behandeln zu können.

Offenburg, i. Baden, 7. April 1895.

Karl Heinrich Schaible.

Digitized by Google

Einleitende Gedankenspäne.

„Ohne politische Träume stürbe jeder Staatskörper, wie (nach Kant) jeder andre ohne andre. Wer nichts will als Gegenwart, wäre gewiß nicht ihr Schöpfer geworden.“ (Jean Paul Richter.)

„Alles Gute im Leben muß langsam und im Kampfe erwachsen, bis es aus einem streitenden Prinzip zum Gesetz des Rechten sich entwickelt hat.“ (Karola Blacker, Innenschau und Ausblick.)

„Aber was siegt denn am Ende? Die Idee ..... Weil eine Idee anfangs nicht mit Platzregen die Welträder treibt, so glaubt ihr nicht, daß sie es mit dem Zuflusse der Zeit thue.“
(Jean Paul Richter.)

„In dieser Zeit kann nur erst recht geerntet werden, wenn wir das Ackern nicht für das Säen halten, oder unser überwundenes Leiden für abgeschlossenes Handeln. Wir sind erst der bittern Vergangenheit los aber der fruchttragenden, süßreifen Zukunft noch nicht Herr.“ (Jean Paul Richter.)

„Glaubst du, es gäbe keinen kleinern Freifelsen und Freistaat als St. Marino in Welschland? Es giebt einen Freistaat, der in einer Brust Raum hat — oder hast du kein Herz?“
(Jean Paul Richter.)

„Und doch ist gewiß, daß alles Große, was noch auf der Kleinigkeitserde gethan worden, nur aus dem begeisternden Glauben an eine Erhebung desselben entstanden ist.“ (Jean Paul Richter.)

Digitized by Google

„Ernste Thätigkeit söhnt zuletzt immer mit dem Leben aus.“
(Jean Paul Richter.)

„Wissen allein ist nicht das Ziel, die Bestimmung des Menschen. Wir lernen nicht nur, um zu wissen. Die Handlung, die Wirksamkeit allein bieten dem Menschen einen würdigen Zweck des Lebens.“
(Helmholtz.)

„Vergiß nicht, im Unglück standhaften Sinn zu bewahren.“
(Horaz.)

„Was
Ist der Zufall anders, als der rohe Stein,
Der Leben annimmt aus des Bildners Hand!
Den Zufall giebt die Vorsehung — zum Zwecke
Muß ihn der Mensch gestalten.“ (Schiller.)

„Nur in dem Augenblicke, wenn das Schiff scheitert, sieht man, wer schwimmen kann. Und selbst gute Schwimmer gehen unter solchen Umständen oft unter.“ (Sprichwort.)

„Ein kleines Leiden setzt uns außer uns, ein großes in uns; eine Glocke mit einem kleinen Risse tönt dumpf, wird er weiter gerissen, so kehrt der helle Klang zurück.“ (Jean Paul Richter.)

„Hilf dir selber, so hilft dir das Glück.“ „Willst du stark sein, so überwinde dich selbst.“ „Man kann alles, was man will, wenn man will, was man soll.“ (Sprichwörter.)

„Im Grunde ist mein Leben nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte.“ (Goethe. Aus meinem Leben.)

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Widmung V

Vorwort VII

Einleitende Gedankenspäne XI

I. Kindheit. — Gymnasium. — Universitätsstudium. — Gefängnis. — Das Jahr 1848 1

II. Erstes Exil in Straßburg 1848/49.

Die Flüchtlinge. — Ein abenteuerlicher Besuch der verbotenen Heimat. — Ein Bad im Rhein. — Eine Flucht in Adams-Kostüm. — Ein Flüchtling als Dame 11

III. Die Bewegung von 1849.

Meine Beteiligung. — Mein Amt. — Zwei Expeditionen. — Eine harte Pflichtprobe. — Mein Rückzug. — Letzte Truppenschau. — Max Dortü. — Meine Flucht nach dem Elsaß 21

IV. Zweites Exil 1849.

Straßburg. — Jagd auf Flüchtlinge. — Eine Fälschung berechtigt. — Nancy. — Paris. — Mein Leben in Paris. — Meine Studien. — Die Gesellschaft deutscher Ärzte und Naturforscher. — Die Pariser medizinische Schule damals von Deutschen besucht. — Meine Verhaftung. — Mein Besuch der Weltausstellung in London 1851 . . . 34

V. Der Staatsstreich in Paris Dezember 1851. — Meine Gefahr. — Ein deutscher Spion. — Spionier-system . 46

VI. Promotion in Basel. — Anerbieten eines französischen Postens. — Ausweisung.

Ehrendiplome. — Abreise nach Calais. — Nach Ankunft daselbst. — Abfahrt. — Fahrt auf dem Dampfer. — Ankunft in London 59

Digitized by Google

Seite

VII. Nach Ankunft in England. — Asyl. — Meine Rekognoszierung in London.
Deutsche und andere Exilierte in London. — Mein künftiges Berufsfach. — Erste Thätigkeit. — Meine Arbeiten in der Educational Times. — Meine ersten Stellungen im College of Preceptors, in der University of London und Royal Military Academy. — Prinz Napoleon. Sein Tod. — Examinatorstellen. — Anerbieten einer Privatsekretärstelle der Königin. — Rücktritt von obigen Stellungen 1882/83 64

VIII. Litterarische Arbeiten.
Stellung in gelehrten Gesellschaften 103

IX. Meine Wanderungen in und um London 116

X. Gefahren in London.
Die Fiaker. — Die Diebe. — Cardsharpers. — Die Cholera. — The Brokers. — The London Fog. — Nächtliche Ruhe in London 123

XI. Die Deutschen in England. — Die deutschen Exilierten. Die Deutschen in England während des deutsch-dänischen und deutsch-französischen Krieges. — Ein französisches unterseeisches Kabelschiff in der Themse. — Deutsches Vereinsleben in London 147

XII. Das Exil. — Einfluß des Exils. — Ein Exilierter im Elend 156
Klage des Verbannten 157
Erinnerungsschmerz 159
Grabrosen 160

XIII. Meine Heimkehr 167

XIV. Übersichtlicher Anhang.
Diplome Karl Heinrich Schaibles. — Bisherige öffentliche Stellungen Schaibles in England 187

XV. Englische Schriften K. H. Schaibles. — Deutsche Schriften K. H. Schaibles 189

XVI. Deutschland. Zur Erinnerung an 1870/71. Von K. H. Schaible 191

Digitized by Google

I.

Kindheit. — Gymnasium. — Universitätsstudium. — Gefängnis. — Das Jahr 1848.

Mein waghalsiges Unternehmen, eine Skizze meines Lebens zu entwerfen, erinnert mich an meine Gymnasialzeit in Offenburg. Unser tüchtiger Professor Weißgerber, dem ich eine dankbare Erinnerung bewahre, gab einmal den Schülern meiner Klasse als Aufsatz auf, ihre eigene Biographie zu verfassen. Der witzige, zum Spaß aufgelegte Mann wollte sich wohl Stoff zum Lachen verschaffen. War solches sein Wunsch, so ward er reichlich erfüllt. Einer von uns begann seinen Aufsatz mit den Worten: „So wie die Geburt Alexanders des Großen durch ein großes Ereignis, durch den Brand des Tempels der Artemis in Ephesus, angekündigt wurde, so auch die meine. Als ich nämlich das Licht der Welt in meiner Vaterstadt Ettlingen erblickte, sprang der dortige Pulverturm in die Luft." Ein anderer schrieb: „Schon meine Geburt war etwas ganz Außerordentliches. Ich ward nämlich an einem Schalttage geboren." Wieder ein anderer begann feierlich mit den Worten: „Als der Hammer 12 Uhr nachts brummte, da trat ich in die Welt," und ein stets glücklich und zufrieden aussehender, liebenswürdiger Zwilling sagte: „Ich war so glücklich, nicht ganz allein die weite Reise in

Digitized by Google

diese Welt anzutreten. Ich kam nämlich Arm in Arm mit einem lieben Schwesterchen hienieden an." Unser Professor pflegte die Aufsätze seiner Schüler in der Klasse vorzulesen, und obige Einleitungen blieben mir daher eine heitere Erinnerung.

Ich hätte nun meine damalige Biographie ebenfalls mit zwei Geburtsereignissen einleiten können. Ich erwähnte sie aber nicht und will nur, nachdem 70 Jahre über meinem Haupte dahingegangen, das damals Versäumte nachholen, und was ich meinem Lehrer verschwieg, meinem gütigen Leser mitteilen, aber beileibe nicht als die Ankündigung der Geburt eines großen Mannes, sondern eher als eine Vorbedeutung eines spätern, abenteuerlichen, stürmischen Lebens.

Als ich nämlich am 7. April 1824 als kleiner Weltbürger auf die Lebensbühne trat, war die ganze Vorstadt von Offenburg, nebst Umgegend, von der wütend gewordenen Kinzig überschwemmt und in dem Moment meiner Ankunft tanzte der zur Zeit berühmte Seiltänzer Knie auf dem hohen Seile, fast vor dem Hause meiner Geburt, machte einen verwegenen Luftsprung, verfehlte das Seil, fing es im Falle noch mit seinen Füßen auf, schwang sich wieder hinauf und rettete so sein Genicke. An die Überschwemmung und den Luftsprung habe ich in späteren Jahren hie und da gedacht.

Meine Kindheit war eine überaus glückliche. Ich erfreute mich des Glückes und Segens, das Kind vortrefflicher Eltern zu sein, eines edlen Vaters, von Stadt und Land nicht nur als tüchtiger Arzt sondern auch wegen seiner Pflichttreue, Herzensgüte und Aufopferungsfähigkeit verehrt, der in mir auf gütigem Wege besonders auf meine Charakterbildung sah, — einer liebevollen Mutter, die die Herzensbildung ihrer Kinder stets im Auge hatte, und die ich heute noch, nachdem sie schon seit 50 Jahren aus diesem Leben geschieden, als eine Heilige, als einen Engel verehre.

Digitized by Google

Ich besuchte mit dem zehnten Jahre das Gymnasium in Offenburg. Ein Gymnasium hatte damals in Baden sechs Jahresklassen und ein Lyceum acht. Erst nach Vollendung der acht Klassen wurde die sog. Maturitätsprüfung abgenommen und so das Thor zum Fachstudium eröffnet. Nach Vollendung meiner Studien in Offenburg begab ich mich auf zwei Jahre nach Rastatt ins Lyceum. In Rastatt genoß ich u. a. den trefflichen, anregenden Unterricht des Professors der Philosophie und Geschichte Dr. Joseph Beck, dem ich zeitlebens dankbar sein werde. Im Spätjahr 1842/43 ward ich in Freiburg als Student der Medizin immatrikuliert, und im Herbst 1844/45 besuchte ich als Mediziner Heidelberg.

Während ich in Heidelberg studierte, ward ich eilends ans Krankenbett meiner schon längere Zeit schwer leidenden Mutter gerufen. Ich eilte nach Hause und kam zu meinem unsäglichen Schmerze zu spät an. Es gab damals noch keine Eisenbahn von Karlsruhe nach Offenburg. So ward mir das traurige Los beschieden, daß ich meiner guten Mutter, wie später dem guten Vater, keinen Scheidekuß geben durfte, keinen Scheidesegen von ihnen empfangen konnte, da ich doch mit Leib und Seele an meinen Eltern hing.

Von meinem Leben und Treiben auf den Universitäten Freiburg und Heidelberg gestattet mir der Raum dieser Skizze nicht zu sprechen, obwohl ich manches Interessante und Amüsante zu berichten hätte. Ich will hier nur erwähnen, daß ich kein sog. Leimsieder, sondern ein zwar arbeitsamer aber auch lustiger Student und Korpsbursche, sogar Consenior der Freiburger Suevia und auch auf der Mensur kein verächtlicher Gegner gewesen bin.

Im April 1847 verließ ich meine Alma Mater Heidelberg, wo ich in letzter Zeit noch als provisorischer Assistent des berühmten Geburtshelfers Professor Nägele gedient hatte,

Digitized by Google

als Medicinae Candidatus, um mich nach meiner Vaterstadt Offenburg zu begeben, wo ich mich auf das demnächstige medizinische Staatsexamen vorzubereiten hatte. Das medizinische Staatsexamen fand damals nicht, wie heute, an der Universität, sondern, wie noch das juristische und kameralistische, in der Residenzstadt Karlsruhe statt.

Es herrschte damals in Baden überhaupt, besonders aber unter den Studenten der Universität Heidelberg, ein reges politisches Leben. Eine Anzahl neuer Studentenverbindungen entstanden mit mehr oder weniger politischen Tendenzen. Ein aus 400 Mitgliedern, darunter eine Zahl Professoren, bestehender Turnverein schwärmte für deutsche Einheit und Freiheit und man that schon Schritte, einen in Kreise geteilten allgemeinen deutschen Turnerbund zu gründen, in dem Waffenübungen eingeführt werden sollten. Flugschriften aller Arten, darunter die radikalen von Karl Heinzen, zirkulierten in Masse. Die unter dem Regime des Metternichschen Bundestages handelnde damals reaktionäre badische Regierung beobachtete das Treiben mit wachsamem Auge. Es war die Zeit, wo die Preßcensur herrschte, das geheime Gerichtsverfahren noch bestand. Die politische Aufregung ward noch gesteigert durch die Reden im liberalen badischen Landtage von Männern wie Itzstein, Hecker, Bassermann u. a.

Ich trieb, wie alle andern, neben dem Fachstudium auch noch Politik, war Korrespondent freisinniger Blätter, wie die Mannheimer Abendzeitung, ferner Struves Zuschauer und die Konstanzer Seeblätter von Fickler. Als ein sehr eifriger Turner, ein Preisturner des großen Heilbronner deutschnationalen Turnfestes 1846, als eifriger Politiker hatte ich, wie viele andere, die Augen der Polizei auf mich gezogen. Ich verteilte, was andere auch thaten, Flugschriften, u. a. Heinzensche, ja ich wagte es, solche unter Couvert per Post

Digitized by Google

zu versenden. Im Cabinet noir der Post aber öffnete man meine Sendungen und Briefe und auf der Heimreise, nicht in Heidelberg, wo man sich wohl vor den Turnern fürchtete, verhaftete mich die Polizei in Rastatt, wo ich einen Freund besuchte und führte mich als Staatsverbrecher in das Gefängnis ab.

Wenn man heutzutage die sozialdemokratischen Preßartikel liest und Reden hört, an deren Bestrafung man sich selten wagt und die man, wenn der Staatsanwalt den Mut hat vorzugehen, mit leichter Gefängnisstrafe, nie Zuchthausstrafe belegt, wenn man an die lächerliche, fast komfortable Bestrafung des Anarchisten Most denkt, den man im Gefängnis mit angenehmer Lektüre versah, so kann die jüngere Generation heute kaum begreifen, wie damals jugendliche Begeisterung für deutsche Einheit zum Staatsverbrechen gestempelt werden konnte, das mit Zuchthaus bestraft wurde.

In Rastatt hielt man mich neun lange Monate, während des schönen Sommers 1847, hinter Schloß und Riegel, in einer engen, dunkeln Zelle, in der sich nicht lange vorher ein Gefangener aus Verzweiflung erhängt hatte. Durch das kleine Licht- und Luftloch nahe an der Decke drangen mephitische Dünste in die Zelle, denn unmittelbar unterhalb lagen die kaum verdeckten Abtrittsgruben des Gefängnisses. Wie man mir offen erklärte, steckte man mich in die schlechteste Zelle des Gebäudes mit der Absicht, mich „weich zu machen", mich zum Geständnis, zur Angabe von Verschwornen zu zwingen, denn man witterte eine Verschwörung. „Wenn ich gestände", — sagte man mir — „erhielte ich ein schönes Zimmer und bald die Freiheit." Da ich nun aber nicht gestand, so verschärfte man meine Haft. Das war, in den Augen der Beamten, keine Tortur.

Das ganze Untersuchungsverfahren, das sog. Verhör,

Digitized by Google

war geheim, von einem Beamten geführt, wobei ein Schreiber meine Antworten niederschrieb. Damals war die Justiz noch nicht getrennt von der Verwaltung, und die Untersuchungsbeamten gehörten auch der Verwaltung an. Das Hofgericht und Oberhofgericht basierten lediglich ihre Urteile auf die Berichte des Untersuchungsbeamten, wußten und sahen nichts vom Angeklagten. Meine Verhöre währten viele Wochen, und jedes dauerte viele Stunden. Der Untersuchungsbeamte stellte mir eine Anzahl vorher niedergeschriebener Fragen, darauf berechnet mich zu verwickeln, irre zu leiten. Ein solches Verhör war im höchsten Grade erschöpfend. Am Schlusse las mir der Aktuar jedesmal meine Antworten noch einmal vor.

So verstrichen neun lange Monate, und nach und nach ward die Gesundheit meines sonst so kräftigen Turnerkörpers untergraben. Meine Leber vergrößerte sich, es stellte sich eine eiternde, eine sog. granulöse Augenentzündung ein infolge der Abtrittsluft, Leiden, die mir jahrelang nachgingen und bis heute nicht gänzlich verschwunden sind. Der Gefängnisarzt, Medizinalrat Harsch, ein teilnehmender Mann, begann für meine Gesundheit ernste Sorgen zu hegen und verfaßte einen energischen Bericht an das Oberamt. Infolge seines Berichtes beschloß man mir zu erlauben, provisorisch mein väterliches Haus in Offenburg zu beziehen gegen Handgelübde mich auf jede Vorladung zu stellen und gegen eine Kaution von 4000 fl. von seiten meines Vaters. So kehrte ich gebrochen, nicht an Geist aber am Körper, unter mein väterliches Dach zurück.

Es war dies im November 1847. Inzwischen waren die Akten meiner Untersuchung, deren Inhalt mir völlig unbekannt sein mußte, an das Hofgericht abgegangen. Im Januar 1848, als ich infolge der mir in meiner Haft zugezogenen Leiden krank im Bette lag, erschien ein Beamter des Oberamts Offenburg vor meinem Bette und las mir

Digitized by Google

das Urteil des Hofgerichts vor. Das Gericht verurteilte mich zu einem Jahr Arbeitshaus wegen „entfernten Versuchs von Hochverrat.“ Eine Verwandlung einer Arbeitshaus- und Zuchthausstrafe in Festungsstrafe war damals ein Gnadenakt des Großherzogs, um den man bitten mußte. Später fanden solche Verwandlungen nicht mehr statt, und die politischen Verbrecher lebten gemeinschaftlich mit den gemeinen Verbrechern im Zuchthause. Der Beamte riet mir, gegen mein Urteil an die Gnade des Großherzogs zu appellieren. Ich hingegen sprang aufgeregt im Bette auf und rief: „Ich appelliere an das Oberhofgericht.“

Die deutschen Dynastien waren in den 40ger Jahren nicht deutsch. Schwärmen für deutsche Einheit war in ihren Augen Hochverrat. Daher die Verfolgungen der Burschenschaften, der Jahnschen Turnerei.

Wenige Wochen vergingen nach Verkündigung meines Urteils; als die Februar-Revolution in Paris ausbrach. Bald war die Heimat durch die Kunde der Revolution aufs tiefste aufgeregt. Es würde mich in dieser Skizze zu weit führen, über diese Tage, die der Geschichte angehören, zu berichten. Ich muß mich daher ganz auf meine Person beschränken. Infolge der Gärung im Land fand es die badische Regierung für ratsam, im März eine allgemeine Amnestie für politische Vergehen zu verkünden. So ward ich wieder frei. Aber an den Folgen der Haft hatte ich noch lange zu leiden.

Eine Beschreibung der Bewegung in Baden im Jahre 1848 gehört, wie gesagt, nicht in den Rahmen dieser Skizze. Ich will indes hier eine persönliche Erinnerung an die berühmten Märztage anführen. Beim Besuch einer Volksversammlung in Achern im März d. J. ließ sich mir eine auffallende große Gestalt vorstellen, mit schwarzem Barte, hohen Backenknochen, einer fremden Rassenphysiognomie. Es

Digitized by Google

war dies der rätselhafte Russe Michail Bakunin, der später wieder in dem sächsischen Aufstand auftauchte und großen Einfluß ausübte. Wir unterhielten uns eine Zeit lang, und ehe er sich von uns trennte, notierte er meinen Namen mit Adresse in seinem Notizbuche. Ich habe mir später oft gesagt, wie kam Bakunin in das Städtchen Achern, was wollte er in Baden? Was überhaupt in Deutschland? Es gab damals noch keine Anarchisten, und er selbst hat sich viel später in einen solchen entwickelt.

Die französische Februar-Revolution hat in Deutschland, insbesondere in Baden, eine Überstürzung verursacht. Ohne dieses Ereignis hätte sich damals eine ruhige, aber mit der Zeit gewaltige einheitliche politische Bewegung in ganz Deutschland vorbereitet. Die Februar-Revolution fand Deutschland unvorbereitet. Daher die einzelnen Bewegungen in einzelnen Staaten zu verschiedenen Zeiten, ohne gemeinschaftlichen Plan, ohne einheitliches Zusammenwirken. Daher war es leicht, sie einzeln zu unterdrücken. Die Bewegungen an den Universitäten waren noch zu neu, noch planlos, verfolgten kein bestimmtes Ziel. Der Plan eines allgemeinen deutschen Turnerbundes stand erst noch auf dem Papier. Im Februar 1848 versammelten sich durch meine Vermittlung Delegierte einer Anzahl oberrheinischer Turnvereine in Offenburg, um damit einen Anfang zu machen. Sie wurden am Offenburger Bahnhofe empfangen und schwarz-rot-goldne Kokarden an ihre Hüte gesteckt. Man beriet im Zähringerhofe über die baldige Organisation eines oberrheinischen Turnbundes im Anschluß an einen zu gründenden gesamtdeutschen Turnerbund. Über die Frage der Bewaffnung der Turnvereine, die besprochen wurde, wurden noch keine endgültigen Beschlüsse gefaßt, und es ward beschlossen, dieselbe vorerst den einzelnen Turnvereinen vorzulegen und bei einer demnächstigen Ver-

Digitized by Google

sammlung darüber zu beschließen. Trotz des mir in Aussicht gestellten Arbeitshauses beteiligte ich mich an den Beratungen, nur lehnte ich den mir angebotenen Vorsitz ab, den auf meinen Vorschlag der Offenburger Turner und Bürger Raindle einnahm. Man verabschiedete sich, um in einigen Wochen wieder in Offenburg zusammenzutreffen und zur Organisation des Turnbundes zu schreiten. Da brach etwa 14 Tage nach dieser ersten Versammlung die Februar-Revolution in Paris aus. Die Delegierten der Turnvereine fanden sich zwar bald darauf noch einmal in Offenburg ein, aber bei der allgemeinen Aufregung und Gärung in Deutschland kam es zu keinem Beschlusse, zu keiner Organisation eines oberrheinischen Turnbundes. Man schied auf Nimmerwiedersehen. Ich habe Vorhergehendes etwas eingehender behandelt, um zu zeigen, wie auch ohne die französische Februar-Revolution in Deutschland eine Bewegung sich vorbereitet hätte und wie erstere derselben geschadet, zur Überstürzung beigetragen hat.

Daß ich durch meine schlechte Behandlung in der Haft in höchst gereiztem Zustande war, wird man wohl sich denken können und daher den enthusiastischen jungen Mann wegen seines baldigen Rückfalls mit milderen Augen betrachten. Als im April 1848 Hecker seinen Aufstand im badischen Oberlande organisierte, sandte er zu uns in Offenburg Emissäre, um uns zu veranlassen, eine revolutionäre Bewegung zu veranstalten, zum Zwecke ihm Luft zu verschaffen und die Truppen, die gegen ihn gesandt wurden, zurückzuhalten. Es war dies ein sehr gefährliches Verlangen. Zugleich besuchten uns in Offenburg Emissäre von Herweghs Legion, damals in Straßburg, die uns in der Nacht ihre Mitwirkung und ihren Zuzug über den Rhein versprachen, aber ihr Versprechen nicht hielten. Ich gestehe, daß zwei der Emissäre einen sehr ver-

Digitized by Google

dächtigen Eindruck auf mich machten. So proklamierte die hitzige Offenburger Jugend gegen den Rat des trefflichen freisinnigen aber besonnenen Bürgermeisters Rée, den Aufstand der alten freien Reichsstadt gegen Baden. Man bewaffnete sich, errichtete Barrikaden, sandte Vorposten aus, bei denen ich mich auch befand. Aber gegen die heranziehenden hessischen Truppen — die badischen waren gegen Hecker gezogen — gegen ihre Artillerie war nicht die geringste Aussicht. Die ruhigeren Bürger räumten die Barrikaden weg, die Truppen zogen in die Stadt, und die jungen enthusiastischen Führer flohen entweder oder wurden vom Feinde verhaftet. Ich floh nach Kehl, kam glücklich über die Rheinbrücke in Straßburg an, ein rückfälliger Hochverräter, dabei aber doch ein höchst unschuldiges Wesen.

Digitized by Google

II.

Erſtes Exil in Straßburg 1848/49.

Die Flüchtlinge. — Ein abenteuerlicher Beſuch der verbotenen Heimat. — Ein Bad im Rhein. — Eine Flucht in Adams Koſtüm. — Ein Flüchtling als Dame.

In die Einzelheiten meines Lebens im erſten Exile und des der zahlreichen Flüchtlinge in Straßburg kann ich hier nicht näher eingehen. Das erſte Exil, trotz unſerer aller Hoffnung auf baldige Heimkehr, war mir ſehr ſchmerzlich, beſonders da die Nähe meiner Vaterſtadt täglich das drückende Gefühl meiner Verbannung wach erhielt. Ich ſah von den Wällen von Straßburg die Berge und die Bergwege, auf denen ich ſo oft in fröhlicher Stimmung umhergeſtreift. Auf der ſog. Plattform des Münſters, das ich ſehr oft beſtieg, ſah ich Offenburg nahe und klar vor mir liegen, dachte ich an die Lieben, an den guten Vater, die darin weilten, und an den Kummer, den mein politiſcher Enthuſiasmus letzterem bereitet hat. Ja ich ſah ſelbſt einmal mit einem guten Fernrohr einen Onkel, den ſpätern Stadtdirektor und Bundeszivilkommiſſär in Raſtatt, Ludwig Schaible, von einem Fenſter ſeiner Wohnung nach der Rheinebene, in der Richtung von Straßburg blicken, deſſen Münſter, auf dem ich gerade weilte, von dort ſehr gut zu ſehen war. Es kam mir vor, als ob er mich ſähe und mich grüßte.

Digitized by Google

In Straßburg besuchte ich fleißig die Kliniken des großen Straßburger Hospitales und später einmal, auf einige Zeit, das Hospital von Metz. In beiden Anstalten war mein Vater ehemals Assistenzarzt gewesen. So huldigte ich damals schon der Lebensregel, daß es besser wäre, durch Arbeit als durch Rost abgenutzt zu werden.

Es dürfte indes meine freundlichen Leser doch interessieren, hier an dieser Stelle noch ein Weniges vom Leben und Treiben der Flüchtlinge in Straßburg zu erfahren und von drei Vorfällen zu hören, die mich persönlich betrafen und die mir noch frisch in der Erinnerung sind, obgleich inzwischen beinahe ein halbes Jahrhundert vergangen ist.

Die im Jahre 1848, nach dem Heckereinfalle im badischen Oberlande in Straßburg lebenden badischen Flüchtlinge wohnten daselbst ungehindert, von den Elsässern herzlich aufgenommen und behandelt. Die Stimmung im Elsaß nach der Februar-Revolution war eine gehobene und Deutschen gegenüber äußerst sympathisch. Die Begeisterung schwand erst nach der Wahl Napoleons zum Präsidenten im Dezember 1848, und damit änderte sich auch allmählich die Behandlung der deutschen Flüchtlinge, bis sie im Jahre 1849 in Verfolgung endete.

Die Flüchtlinge in Straßburg waren damals voller Hoffnung auf baldige Heimkehr. Alle erwarteten eine baldige Erhebung in Deutschland. Damals fehlte es den meisten auch noch nicht an Subsistenzmitteln und für die Unbemittelten wurde gesorgt. Es bestand unter den Flüchtlingen ein Hilfsverein, dessen Zweck die Unterstützung der ärmeren Exilierten war. Der Verein erhielt erhebliche Geldsummen zu diesem Zwecke aus dem Lande Baden, besonders aus Mannheim. Ja selbst gute Kleider, Unterkleider und Kleiderstoffe wurden an ihn gesandt, so daß einige flüchtige Schneider vollauf zu thun hatten, von den gesandten Stoffen für die

Digitized by Google

ärmeren Flüchtlinge Röcke und Hosen zu machen. Das Hauptquartier der Flüchtlinge war das Wirtshaus zum „Roten Männel“ bei der Rabenbrücke, wo es stets den ganzen Tag über sehr lebhaft herging und die Versammlungen und Besprechungen abgehalten wurden.

Unter den Flüchtlingen gab es hie und da einen, der gerne seine Rückkehr beschleunigt hätte und oft abenteuerliche Pläne ausheckte, die zu nichts führen konnten. Es gab unter ihnen aber auch solche, die Vorbereitungen zu einer künftigen Erhebung in allem Ernste trafen. Von jeder Art persönlicher Unternehmungen war ich ein prinzipieller Gegner, da ich nur von einer allgemeinen, alle Klassen durchdringenden Bewegung Erfolg erwartete. Der Versuch eines Mannes wie Hecker diente mir dabei als belehrendes Beispiel.

Von solchen Organisatoren lokaler Verschwörungen lernte ich in Straßburg einen näher kennen. Er war am Kaiserstuhle bei Freiburg zu Hause, hatte früher in der französischen Fremdenlegion, wie auch in Spanien in den dreißiger Jahren aktiven Felddienst mitgemacht, war ein mit Organisationstalent höchst begabter Mann, zugleich mit eminenten mechanischen Talenten ausgerüstet. Dieser Flüchtling hatte in den Städtchen und Dörfern des Kaiserstuhls eine Anzahl der jungen Leute in ein Korps gesammelt und organisiert mit verschiedenen Waffengattungen, die heimlich nachts exerzierten und manövrierten. Er hatte selbst einige Batterien Artillerie mit nach seiner Vorschrift verfertigten Holzkanonen gebildet, die innen mit Schußröhren von dickem Eisenblech versehen und von außen wasserdicht gemacht waren. Als Ladung ließ er Patronen mit großen Bleikugeln und Eisenstücken herstellen. Er hatte sogar einmal es gewagt, mit seiner kleinen Armee probeweise bis in die Nähe von Freiburg, wo eine Garnison lag, zu marschieren, ohne entdeckt zu werden. Er hielt eine

Digitized by Google

sehr strenge Disziplin und begab sich einmal von Straßburg an den Kaiserstuhl, um einen ihm als Verräter angezeigten jungen Mann in seiner Mannschaft selbst zu bestrafen. Er beabsichtigte, ihn mit eigener Hand zu erschießen. Zum Glück für beide stellte sich aber die Unschuld des ihm denunzierten jungen Mannes noch rechtzeitig heraus.

Der Organisator dieser Kaiserstuhlverschwörung lud mich einmal ein, mit ihm von Straßburg aus die Gegend seiner revolutionären Thätigkeit zu besuchen. Obwohl ich an seiner Verschwörung nicht beteiligt war, ja sie selbst mißbilligte, so trieb mich dennoch die Neugier, seine Einladung anzunehmen. Es war dies sehr unüberlegt von mir, und die Neugier hätte mir teuer zu stehen kommen können. Jugendlicher Übermut siegte aber über meine Bedenken.

Wir reisten auf der elsässischen Bahn bis nach Markolsheim und gingen von da zu Fuß nach dem Ufer des Rheins, wo uns ein Kahn erwartete, mit dem wir in der Dunkelheit nach dem badischen Rheinufer ruderten. Der Mann, der uns ruderte, ein Mitverschworener meines Führers, war ein gewandter badischer Pferdeschmuggler. Es wurden damals, gegen das Verbot der badischen Regierung, viele Pferde aus und über Baden nach dem Elsasse für die französische Armee geschmuggelt. Das Pferdeschmuggeln war damals ganz in den Händen elsässischer Juden, und wir beide wurden in unsern französischen Blousen für Pferdejuden gehalten. Die geschmuggelten Pferde wurden hinten am Kahne angebunden und schwammen hinter demselben über den Rhein.

Als vermeintliche Schmuggler hatten wir die am badischen Ufer wachenden Zollwächter zu vermeiden. Die Schmuggler kannten genau die Standplätze und die Gänge derselben bei Tag und bei Nacht. Unser Schiffer landete uns daher auf einer, vom badischen Ufer durch einen schmalen Arm des

Digitized by Google

Rheins getrennten Insel, Hasenkopf genannt, von der, um Entdeckung zu vermeiden, kein Kahn hinüberfuhr. Ein geübter Schwimmer, wie er war, erbot sich uns nun unser Schmuggler, mit dem einen nach dem andern auf seinem Rücken den Rheinarm zu durchschwimmen und er brachte uns so glücklich mit durchnäßten Beinen nach dem badischen Ufer hinüber. Er war ein sehr verwegener Bursche, der, nebenbei gesagt, noch einen künstlichen Anus hatte, den ihm mein Professor Stromeyer in Freiburg angelegt hatte. Er trug eine Blechbüchse am Unterleibe, in die sich der weiche und luftige Inhalt seiner Gedärme mit Geräusch entleerte. Nach unserer Landung kamen wir zuerst nach Saspach, von da nach Endingen und dann nach verschiedenen Ortschaften am Kaiserstuhl, wo mein Führer überall Zusammenkünfte und Beratungen mit Mitgliedern seiner Verschwörung hatte. Vor dem nicht eingeweihten Publikum galten wir überall als Pferdejuden. Einige Gendarmen, denen wir begegneten, prüften uns in unsern elsässischen Blousen mit scharfem Blicke. Aber als sie hörten, wir wären elsässische Pferdejuden, so ließen sie uns unbelästigt. Es war zudem nicht ihre spezielle Pflicht, uns als Schmuggler zu überwachen. Es war dies die Aufgabe der Zollwächter.

Als wir von Endingen über Bahlingen gegen Eichstetten wanderten, wurden wir von einem politischen Feinde meines Führers gesehen. Infolgedessen mußten wir uns einige Stunden lang in einem Kornfelde verbergen, bis es dunkel wurde und wir uns nach Eichstetten begeben konnten. Hier fanden wir sehr gute Aufnahme. Nachdem mein Führer seine Beratungen mit seinen untergebenen Mitverschworenen geschlossen, begaben wir uns vor Tagesanbruch wieder nach Saspach und von da an den Rhein, und derselbe Ruderer, der uns herübergebracht und uns diesmal in einem Kahn

Digitized by Google

und nicht auf dem Rücken nach dem Hasenkopf brachte, ruderte uns wieder nach dem Ufer des Elsasses zurück — aber ohne Pferde.

Ich gestehe, ich war froh, als ich wieder auf elsässer Boden stand und die liebe Heimat hinter mir sah. Ich habe seit dieser Zeit ein gewisses kollegialisches Gefühl Pferdejuden gegenüber, und in meinen alten Tagen, nach meiner Heimkehr, hat mich ein antisemitisches Leipziger Blatt, infolge meiner judenfreundlichen Schrift über die Juden in England, zu einem Nachkommen Vater Abrahams erklärt, obschon ich einer alten alemannischen Familie der alten freien Reichsstadt Offenburg entstamme.

Die Verschwörung am Kaiserstuhle hatte übrigens keine weiteren Folgen und es ist nie etwas davon ans Tageslicht gekommen. Sie blieb, soviel ich weiß, vereinzelt. Vereinzelte Unternehmungen derart hatten aber damals keine Aussicht auf Erfolg. Als die Bewegung von 1849 begann, nahm dieselbe sofort eine andere Gestalt, solche Dimensionen an, daß niemand mehr an die Holzkanonen am Kaiserstuhl dachte und diese, anstatt auf Feinde zu feuern, wohl zu einer friedlicheren Art von Feuern verwandt worden sind.

Der zweite Vorfall, den ich hier anführen will, verdient vielleicht insofern in meiner biographischen Skizze einen Platz, da nur der glückliche Ausgang desselben mich in den Stand setzte, dieselbe zu entwerfen.

Nachdem ich mich unter Leitung meines Exilgenossen Roman von Schweizer in dem Flusse Ill als tüchtiger Schwimmer ausgebildet, wagte ich es, mich einer kleinen Gesellschaft von Schwimmern anzuschließen, die fast täglich im Rheine sich tummelte. Es befanden sich damals auf der Elsaßseite zwei Sandbänke, zwischen denen eine rasche Strömung vom Ufer her sich mit dem Thalweg des Rheines

Digitized by Google

vereinigte. Die Hauptſtrömung des Rheines iſt bei Kehl ſehr ſtark, da dort der Strom einen Fall von 30—40 Fuß haben ſoll. Infolge des Zuſammenfließens beider Strömungen entſtand ein ſtarker Wirbel. Dies wußten meine Kameraden und ſie vermieden ihn, indem ſie in einer gewiſſen Entfernung davon mehr nach rechts ſchwammen. Sie vergaßen aber, mich darauf aufmerkſam zu machen, als ich zum erſtenmale mich ihnen anſchloß. Sie ſprangen einige Minuten vor mir in die Flut, ich folgte in einer gewiſſen Entfernung nach. Aber anſtatt bei Annäherung des Wirbels nach rechts zu ſchwimmen, ſchwamm ich gerade vorwärts, mitten in den Wirbel hinein. Ich ward hinabgezogen, ſtieg wieder auf, dann zog es mich wieder hinab, wohl ein Dutzendmal. Eigentümlich war, daß, obwohl ich mit dem Kopfe voran in den Wirbel geriet, ich nicht kopfüber hinabgezogen ward, ſondern an den Füßen. Es war, als ob mich jemand an den Füßen packte und hinabzöge. Ich kann dies nur einer Gegenſtrömung nahe an der Oberfläche des Waſſers zuſchreiben, da die Schenkel beim Schwimmen ſtets tiefer im Waſſer ſind als die Schultern. Ich war nachträglich erſtaunt über meine äußerſte Ruhe in der gefährlichen Lage. Ich hätte ſie mir nie zugetraut. Ich war gar nicht aufgeregt und dachte ſofort an die Schwimmregel, in ſolchem Falle keinerlei Anſtrengungen zu machen, beim Sinken nie zu atmen und nur bei Ankunft auf der Oberfläche ſich Atem zu holen, ſich einfach flözen zu laſſen, wie ein Stück Holz und ſich möglichſt oben zu halten ſuchen. Meine Geiſtesgegenwart rettete mich. Ich gab keinen Laut von mir, ſchrie nicht, um meine vorausſchwimmenden Kameraden auf meine Lage aufmerkſam zu machen. Nachdem ich eine Weile in der Mitte des Strudels auf- und niedergeſtiegen war, kam ich allmählich in einen weiteren Kreis desſelben und nach und nach ſo weit vom Zentrum, daß ich

Digitized by Google

es wagen konnte, mit allen Kräften zu schwimmen um eine der etwa 30—40 Schritte entfernten Sandbänke zu erreichen, und es gelang mir. Kaum stand ich auf der Sandbank, als vom andern Ende derselben meine Schwimmkameraden angerannt kamen. Zu spät hatten sie an mich gedacht und erst als sie mich nicht nachkommen sahen, dachten sie an den Wirbel. Sie wären zu spät gekommen, sie hätten mich nicht gerettet, wenn ich mich nicht selbst gerettet hätte. „Was machst denn du?“ — rief mir der flüchtige Anwalt Werner von Offenburg entgegen, im Jahre 49 einer der drei Diktatoren. „Was ich mache?“ — erwiederte ich. — „Mich aus dem Wirbel ziehen. Ich kann so gut schwimmen wie ihr.“ „Wahrhaftig,“ sagte Werner, „das hast du bewiesen.“ Die folgenden Tage habe ich, wie die andern, den gefährlichen Wirbel vermieden. Meine damalige Lage im Strudel ist mir heute noch nach bald 47 Jahren so klar wie damals.

Mein Schwimmabenteuer erinnert mich an ein komisches Abenteuer, das einem andern badischen Flüchtling etwa zur selben Zeit begegnet ist. Er pflegte unterhalb der Schiffbrücke bei Kehl in dem Rheine zu schwimmen. Er war ein verwegener Schwimmer, der stets den reißenden Thalweg hinabschwamm. Seine Kleider pflegte er an dem Damm auf der elsässer Seite niederzulegen. Einmal aber führte ihn der Strom so weit nach dem badischen Ufer hinüber, daß er, trotz aller Anstrengungen, nicht den Thalweg zu durchkreuzen und das jenseitige Ufer zu erreichen vermochte. So war er, allmählich müde geworden, gezwungen, auf dem badischen Ufer ans Land zu steigen. Eine fatale Lage. Er fand sich in seinem verlorenen badischen Paradies ganz im Kostüm Vater Adams, ehe er vom Apfel aß. Er aber besann sich nicht lang. In Adams Kostüm marschierte er dem Ufer ent-

Digitized by Google

lang bis nach Kehl und da begann nun eine interessante Scene. In seinem natürlichen Gewand rannte er durch einen Teil des Städtchens nach der Rheinbrücke, vorbei an der badischen Zollstation, an den badischen Militärposten vorbei und auf der Schiffbrücke standen badische Zollwächter und Soldaten, Vorübergehende, französische Wachtposten und Zollwächter, alle mit offenem Munde da und sahen den nackten Schnellläufer dahinsausen. Da die französischen Douaniers nichts in seinen Taschen zu suchen hatten, so suchten sie seinen Lauf nicht zu stören. So kam er nach seiner wilden Jagd als zweifacher badischer Flüchtling glücklich wieder bei seinen Kleidern an.

Von den badischen Flüchtlingen, die im Frühling des Jahres 1848 auf dem Ufer des Elsasses ankamen, haben viele dasselbe unter Gefahren und Schwierigkeiten erreicht. Ich könnte mit solchen Fluchtabenteuern einen ganzen Band anfüllen. Ich will mich indes hier auf einen Fall beschränken, da ich das Ende desselben miterlebt habe.

Ich fand mich eines Abends in Gesellschaft einiger Kameraden in der Brasserie Alsacienne bei einem Glas Bier, als eine junge Dame die Thüre hereintrat, sich umschaute, dann in raschem Schritte auf uns zulief und mich zärtlich umarmte und küßte. Das ganze Zimmer lachte laut auf — und ich war in größter Verlegenheit über die unerwartete Zärtlichkeit von seiten einer mir unbekannten Dame. Ich war damals zu revolutionär gestimmt, um mich um Damenzärtlichkeiten zu kümmern. Auf einmal aber fielen mir die Schuppen von den Augen und ich lachte noch lauter als die andern und die Dame lachte ebenfalls mit einer ganz männlichen Stimme.

Es war mein alter Freund stud. med. Georg von Langsdorff, der revolutionäre Kommandant von Frei-

Digitized by Google

burg i. B., der, wie die Legende ihm falſcherweiſe aufbürdete, vom Münſterturme herab ſeine Truppen in der Stadt befehligte.

Nach Einnahme der Stadt machte er ſich aus dem Staube, floh von Ort zu Ort, erreichte das Elſaß glücklich, und ſtand leibhaftig als ſchöne, nach Pariſer Mode gekleidete Dame vor mir.

Seine damalige Braut und ſpätere Gattin hatte ihn, ſo ſagte man, nach mehreren überſtandenen Entdeckungsgefahren, ganz täuſchend als Dame ausſtaffiert. Er reiſte mit ihr per Eiſenbahn nach Kehl, und ſie ſpazierten — es gab damals noch keine Eiſenbahnbrücke — unbeläſtigt an badiſchen Gendarmen und Wachpoſten vorbei über die Schiffbrücke nach dem Ufer des Elſaſſes, wo die höflichen Zollbeamten die ſchönen jungen Damen nicht beläſtigten. Doch ehe der wackere Turner Langsdorff ſeine Über- und Unterröcke ablegte, wollte er ſeine Freunde noch überraſchen. Und dieſes gelang ihm vollſtändig. Er beſaß, nebenbei geſagt, ein großes Schauſpielertalent.

Digitized by Google

III.

Die Bewegung von 1849.

Meine Beteiligung. — Mein Amt. — Zwei Expeditionen. — Eine harte Pflichtprobe. — Mein Rückzug. — Letzte Truppenschau. — Max Dortü. — Meine Flucht nach dem Elsaß.

Mein erstes Exil währte etwa ein Jahr, bis zum Frühjahr 1849. Im Frühjahr dieses Jahres brach die zweite, viel ernsthaftere Bewegung in Baden aus, an der sich das ganze Land, das ganze Heer beteiligte und infolge deren das großherzogliche Haus und die Minister über den Rhein nach dem Elsaß flohen. Am Anfang der Bewegung hatte die großherzogliche Regierung eine zweite Amnestie für alle vorhergehenden politischen Vergehen verkündigt. Aber der Gnadenakt verfehlte seine Wirkung, bald bildete sich eine provisorische Landesregierung in Karlsruhe und wurde eine revolutionäre konstituierende Versammlung dahin berufen. Die Exilierten eilten von der Fremde nach Hause. Ich begab mich nach Offenburg, wo ich mich, trotz angegriffener Gesundheit zu den schon nach dem Unterlande gezogenen Offenburger Freischaren begeben wollte, unter denen sich auch mein Bruder befand, als mich die Landesregierung erst zum Adjunkten des Zivilkommissärs des Kreises Offenburg, dann zum Zivilkommissär und später zum Kriegskommissär, anfangs ohne mein Wissen und Zuthun, ernannte.

Digitized by Google

Eine nähere Beschreibung meines Amtes und dessen Pflichten würde viele Seiten füllen: die Überwachung der Verwaltungsbeamten, Aufrechterhaltung der Ordnung, Aushebung der Rekruten für die regelmäßigen und unregelmäßigen Truppen, Beaufsichtigung und Absendung der durchmarschierenden Freischaren vom Schwarzwalde und Oberlande, Oberleitung zweier Expeditionen nach Durbach und Lahr infolge einer von Anhängern der flüchtigen Regierung vorbereiteten Gegen-Revolution und vieles ähnliches. Kurz die ganze Zivil- und Militär-Administration des Kreises fiel in meinen Bereich. Ich war schon vier Uhr des Morgens auf meinem Amtszimmer im jetzigen Oberamte, wo ich, wenn meine Pflichten mich nicht nach auswärts riefen, bis spät in die Nacht arbeitete. Und bei dieser höchst aufregenden, anstrengenden Thätigkeit besserte sich mein Gesundheitszustand, fühlte ich mich wohler und stärker als zuvor! Ich hielt meinen Posten inne bis zum Anmarsch der preußischen Truppen und zog dann nach Freiburg.

Zwei Tage vor meinem Rückzuge von Offenburg war ich in Freiburg, um mir bei der dort im heutigen erbgroßherzoglichen Palast eingerichteten Landesregierung und deren Vertreter, dem Triumvir Amand Goegg, Verhaltungsmaßregeln hinsichtlich meines Verweilens auf meinem Posten zu holen. Die Landesregierung war von Karlsruhe nach Freiburg übergesiedelt und hatte im Gedränge der Geschäfte unterlassen, die Lokalbehörden davon in Kenntnis zu setzen und ihnen Verhaltungsmaßregeln zukommen zu lassen. Es herrschte damals eine unbeschreibliche Aufregung und Verwirrung.

Nach Rückkehr nach Offenburg fand ich, daß einer meiner Hauptkollegen in aller Stille inzwischen schon seinen Rückzug eingeschlagen hatte, was die auf mir ruhende schwere Last verdoppelte. Ich muß an dieser Stelle bemerken, daß weder

Digitized by Google

ich, als Zivil- und Militärkommissär, noch meine Adjunkten einen Pfennig Gehalt noch irgendwelche Unterstützung von der Regierung erhielten und daß wir unsere aufreibende Arbeit nicht nur ohne irgend welche Remuneration verrichteten, ja sehr oft Anschaffungen und Ausflüge ꝛc. aus eigener Börse bestreiten mußten. Viele von denen, die der damaligen Bewegung ihre ganze Kraft gewidmet, mußten von Mitteln entblößt ins Exil wandern.

Nach den Kämpfen gegen Ende Juni an der Murg, dem Aufgeben der Murglinie und nach einem kurzen Widerstand bei Oos, wo mein Heidelberger Universitätsfreund Michel aus Bamberg als Hauptmann fiel, begann der Rückzug gen Offenburg und von da weiter nach Freiburg. Anfangs Juli kam der große Generalstab des badischen Heeres, Mieroslawski an der Spitze, in Offenburg an, wo er in dem Gasthofe zur Fortuna sein Hauptquartier bezog, in demselben Hotel, in dem Napoleon im Jahre 1836 mit seinem Freunde Fialin, genannt von Persigny u. a. den Straßburger Putsch vorbereitet hatte, die Zeche aber, selbst als Kaiser, schuldig blieb.

In Offenburg wurde in einer Generalstabssitzung der Plan beraten, ob man noch einmal daselbst standhalten und die alte mit Mauern umgebene Reichsstadt in Verteidigungsstand setzen sollte. Nach einiger Diskussion für und wider, ward aber der Plan aufgegeben, da die Sache offenbar völlig verloren war, im Schwarzwald feindliche süddeutsche Truppen vordrangen und Österreich sich vorbereitete in Konstanz zu landen, um den badischen Truppen den Rückzug abzuschneiden. Mieroslawski trat nun vom Schauplatze ab und Siegel übernahm wieder den Oberbefehl. Die Kraft der badischen Bewegung war aber lahmgelegt und es kam zu keinen Kämpfen mehr.

Meine gute Vaterstadt Offenburg war durch das Aufgeben des Widerstandes daselbst einer großen Gefahr entgangen, denn die Stadt wäre ohne Gnade und Barmherzig-

Digitized by Google

keit zerstört worden wie zur Zeit von Louis XIV. Offenburg hatte bei den Gegnern der Revolution einen bösen Klang als der Zentralpunkt der revolutionären Bewegungen, der Volksversammlungen, von wo aus auch die letzte Bewegung 1849 von seiten des Volkes die Sanktion erhalten hatte. Ich atmete wieder frei und leicht auf, als der Generalstab weiter nach Freiburg zog.

Die revolutionäre Landesregierung, der Generalstab und der Gros des Heeres waren schon in Freiburg und durch Offenburg marschierten noch kleinere Heeresteile, denen Preußen und Mecklenburger auf den Fersen folgten. Da drängte mich mein guter Vater, dessen anderer Sohn mit der Offenburger Abteilung der Freischaren bei Weinheim und andern Orten im badischen Unterlande gekämpft und dessen Schicksal uns noch unbekannt war, die Stadt zu verlassen, seinet- sowie meinetwillen. Ich verließ die Stadt mit der letzten Lokomotive. Von Amtspflichten hinsichtlich meines Verhaltens und Bleibens konnte natürlich keine Rede mehr sein. Der Feind war nahe und auf der Rheinstraße schon oberhalb Offenburg. Meine Stellung war nicht wie in einem vom Feinde überzogenen fremden Lande, wo man den Sieger erwartet und ihm etwa die Schlüssel der Stadt überreicht. Bei mir war die Frage Rückzug oder Tod. Als dreimal Rückfälliger wäre letzteres mein sicheres Los gewesen. So verließ ich denn schweren Herzens die Heimat und all die Lieben, von manchen für dieses Leben Abschied nehmend.

Erst Jahre nachher ward mir mitgeteilt, daß kurz, nachdem ich meine Vaterstadt verlassen hatte, mit der letzten Nachhut des schnell retirierenden badischen Heeres, sich ein Unbekannter als Zivil- und Kriegskommissär in Offenburg auf einige Stunden aufspielte und dann verschwand. Dieser handelte auf eigene Faust und ohne jegliche Vollmacht von

Digitized by Google

seiten der Regierung oder des Stabes, die sich alle schon in Freiburg und teilweise auf dem Rückzuge nach der Schweiz befanden. Ich erwähne diesen Vorfall nur, um jede Verantwortlichkeit für das, was dieser Unberufene gethan haben mochte, von mir fern zu halten. Es kann nicht geleugnet werden, daß — wie bei allen politisch-revolutionären Bewegungen in allen Ländern — sich auch an der badischen Bewegung ungeladene Gäste, oft unlautere Elemente beteiligten, die den Namen der Bewegung geschädigt haben und der Legion von Denunzianten und Verleumdern, die nach ihr auftauchten, Stoff zu falschen Beschuldigungen lieferten. Selbst die Edelsten wurden von dieser Bande nicht verschont u. a. mein in Freiburg standrechtlich erschossener Freund Max Dortü, der Edelsten einer, dem man Erpressungen nachgelogen hat.

Während ich in Offenburg im Amte war, that ich mein möglichstes, jedwede Unordnung, jeden Exzeß zu verhindern. Ich war, wie gesagt, morgens schon vor Sonnenaufgang auf meiner Amtsstube. Solange ich im Dienste war, ist keinerlei Unordnung, kein Vergehen gegen Disziplin vorgekommen. Die stets in großer Zahl durchmarschierenden Freischaren suchten alle nach dem Zapfenstreich um neun Uhr Abends ihre Quartiere. Ich führe dieses an nicht, um mich zu brüsten, sondern um die an der Bewegung Beteiligten zu charakterisieren. Ihnen gebührt die Ehre. Offenburg war während der revolutionären Bewegung 1849 in Baden einer der schwierigsten und wichtigsten Plätze im Lande, ein Knotenpunkt, wo der Seekreis und hohe Schwarzwald durch das Kinzigthal in die Rheinebene ausmündeten und mit dem badischen Oberlande zusammenstießen. Eine Schwarzwaldbahn gab es noch nicht.

Während ich diese Zeilen schrieb, fiel mir ein Fall von Ausschreitung ein, der einzige jedoch, der mir in der Stadt Offenburg vorgekommen ist. Der damalige Stadtpfarrer,

Digitized by Google

Dekan Pellissier, besuchte mich eines Morgens um fünf Uhr in großer Aufregung im jetzigen Oberamtsgebäude in meiner Amtsstube, und klagte mir, daß sein ihm vom König Ludwig von Baiern geschenkter Schimmel ihm aus dem Stalle entführt worden sei. Um sechs Uhr, eine Stunde nachher, hatte der gute Dekan seinen Schimmel wieder in seinem Stalle und dankte mir herzlich für die Hilfe. Der Kerl aber, der ihn geholt, den ich nach Rastatt schicken wollte, war spurlos verschwunden. Ich darf wohl annehmen, daß selbst die wütendsten politischen Gegner in jenen erregten Tagen, mir die Gerechtigkeit widerfahren ließen, daß unter meiner Verwaltung alles in Ruhe und Ordnung in Offenburg verlaufen ist. Eine leichte Aufgabe war dies aber in jenen Tagen nicht.

Während in Offenburg aber, so lange ich im Amte war, nicht die geringste Störung von seiten der Gegner der revolutionären Bewegung vorkam, hatte ich zweimal Veranlassung in der Nähe Versuchen entgegenzutreten, deren Zweck war, im Rücken des badischen Heeres eine reaktionäre Bewegung hervorzurufen, um letzteres in Verwirrung zu bringen und Panik und Flucht zu bewirken. Ich habe diese Versuche oben schon erwähnt und will hier nur einige nachträgliche Angaben darüber machen.

Der erste Versuch ward im nahen Dorfe Durbach gemacht, wo auf dem großherzoglichen Schlosse und im Dorfe treue Anhänger des Regentenhauses wohnten. Die Sache hatte aber keinen gefährlichen Charakter und mein Militär-Adjunkt Engler an der Spitze einer kleinen Freischar stellte ohne Schwierigkeit Ruhe durch eine kleine Einquartierung her.

Bedenklicher war die Nachricht, die mir in der vierten Woche des Monats Juni von Lahr zugesandt wurde. Adjunkt Engler zog abermals in meinem Auftrage nach Lahr an der Spitze einer ansehnlichen Macht, der sich die Bürger-

Digitized by Google

wehr von Offenburg mit zwei Kanonen anschloß, befehligt von deren Kommandanten Major Schmiederer. Diese Affaire endete aber ebenfalls friedlich, ohne Blutvergießen, da sich die Anstifter der reaktionären Bewegung aus dem Staube machten. Die Beschreibung des Lahrer Vorfalles in Pfarrer Hansjakobs anziehender Schrift „Aus meiner Jugendzeit" ist vollständig unrichtig und basiert auf die unklaren Erinnerungen eines kleinen Schuljungen. Hansjakob sagt, daß die Expedition von einer kleinen in Offenburg anwesenden Zahl Mitglieder der konstituierenden Versammlung und von Brentano ausgegangen wäre. Zu jener Zeit aber, als die badischen Truppen noch im Unterlande kämpften, tagte die konstituierende Versammlung schon in Freiburg in Gegenwart Brentanos, der nicht in Offenburg war, ebensowenig wie die angeblichen Mitglieder der konstituierenden Versammlung. Brentano legte am 28. Juni, zur Zeit der Expedition nach Lahr, in Freiburg seine Diktatur nieder und floh in die Schweiz, weil die konstituierende Versammlung in Freiburg auf Antrag Struves beschlossen hat, daß jede Unterhandlung mit dem Feinde als Verrat erklärt werde.

Von meinen Erfahrungen erst als Zivil- und später Kriegskommissär möchte ich indes hier zum Nachtrag noch eine anführen, da sie in einer harten Prüfung bestand, die ich in meinem Amte zu bestehen hatte, wo Pflicht und Freundschaft in mir mit einander stritten.

Zur Zeit als ich noch als Adjunkt des Zivilkommissärs Anwalt Friedrich Zutt in Offenburg fungierte, war die Stadt mit Freischaren vom badischen Oberland und dem Kinzigthal angefüllt, die im Begriffe waren, zu den badischen Truppen im Unterlande abzuziehen. Da erschienen unerwartet, ohne Autorisation von ihren Vorgesetzten, zwei Verpflegungskommissäre der badischen Truppen flüchtig vom Unterlande, zu

Digitized by Google

einer Zeit, wo dort noch kein dem badischen Aufstande fatales Treffen stattgefunden hatte. Die flüchtigen Kommissäre in militärischer Uniform hatten es unterlassen, dem Zivilkommissär von Offenburg sich pflichtgemäß zu melden und ihn zu informieren. Anstatt dessen sprengten sie in der Stadt die Nachricht aus, daß alles verloren wäre. Ihre Behauptungen in den Wirtschaften verursachten große Aufregung, und die anwesenden Freischaren bereiteten sich vor, wieder zurück nach der Heimat zu ziehen, die reaktionären Elemente in der Stadt und Umgegend begannen sich zu regen, und es war Gefahr vorhanden, daß im Rücken der badischen Truppen eine reaktionäre Bewegung sich organisiere.

In dieser kritischen Lage befahl mir mein Vorgesetzter, Zivilkommissär Zutt, die beiden Verpflegungsoffiziere, die das Hasenpanier ergriffen hatten, als Verbreiter gefährlicher und unwahrer Berichte zu verhaften und in die Festung Rastatt zu senden.

Es wäre mir dies unter allen Umständen eine schwere, harte Aufgabe gewesen. Sie war aber viel schwerer als ich mir vorgestellt hatte. Als ich mich nämlich in das Gasthaus zur Sonne begab, wo die beiden flüchtigen Revolutionäre wohnten, fand ich zu meiner großen Bestürzung, daß es zwei Brüder waren, mit denen ich an der Universität und im Turnverein von Heidelberg sehr befreundet gewesen war. Sie gehörten damals zur äußersten, radikalsten Linken in Heidelberg.

Sollte ich meine Amtspflicht verletzen und der drohenden Unordnung und Reaktion freien Lauf lassen? Sollte ich alte Freunde wieder dahin zurückschicken, wo sie hätten mutig stand halten sollen? Die Probe war keine leichte, aber die Pflicht siegte über die Freundschaft und die beiden Freunde mußten wieder nach dem Unterlande, nach Rastatt zurückkehren. Die Stadt war wieder ruhig.

Digitized by Google

Die bald nachher folgenden Ereignisse fielen allerdings zu Gunsten der Gegner der badischen Bewegung aus. Dies entschuldigt aber die beiden Ausreißer nicht, die nur mit ihren Truppen sich zurückzuziehen hatten, und ich habe mir nachträglich nie die geringsten Vorwürfe gemacht, die pflichtvergessenen Freunde pflichtgemäß behandelt zu haben. Zu meiner Beruhigung trug allerdings noch die Mitteilung bei, daß es beiden Brüdern bald wieder gelungen ist, von Rastatt durchzubrennen und die Schweiz zu erreichen, — ohne uns in Offenburg einen zweiten Besuch zu machen. Von der Schweiz begaben sie sich bald als doppelte Flüchtlinge in die weite Welt.

In Freiburg schlief ich anfangs in der Kaserne, später bis zum Abzuge bei meinem Freunde Joseph Schinzinger. Nachdem man in Freiburg sich überzeugt hatte, daß ein fernerer Widerstand nutzlos wäre, so beschloß man den Rückzug nach der Schweizergrenze und dieser Rückzug erlaubte keinen Aufschub, denn von Norden marschierten die preußischen und mecklenburgischen Truppen heran, über den Schwarzwald süddeutsche und über Konstanz bereiteten sich die österreichischen vor, den Badenern in die Flanke zu fallen. Ich wohnte der letzten Truppenschau auf dem Karlsplatz in Freiburg bei, die mich mit tiefer Trauer erfüllte. In wenigen Tagen waren die Kämpfer zersprengt, zerstreut, Flüchtlinge in der Schweiz, und bald über alle Weltteile verteilt. Ich stand neben meinem lieben Heidelberger Universitätsfreunde Max Dortü, ein hübscher, schlanker junger Mann in Uniform, als ein schwarzwälder, wohlhäbig aussehender Bauer auf uns zutrat, einen großen ledernen Geldbeutel herauszog und ihn Dortü mit den Worten darbot: „Ich höre an Ihrer Aussprache, daß Sie nicht hier daheim sind (Dortü war aus Potsdam). Sie haben für uns gekämpft und müssen jetzt in die Fremde ziehen. Nehmen Sie diesen Beutel zur Unterstützung und zum An-

Digitized by Google

denken.“ Dortü und ich waren gerührt über den Edelmut des wackern Bauern. Aber er nahm den Beutel nicht an und sagte dem Bauern, ihm dankend die Hand schüttelnd, daß er Mittel besäße, in der Fremde zu leben, und daß er seine Hilfe einem andern wirklich Hilfsbedürftigen anbieten sollte. Der Bauer verließ uns betrübt.

Dortü hatte damals keine Ahnung davon, daß er bald keine Unterstützung mehr nötig haben würde. Er, einige Freunde und ich hatten ausgemacht, zusammen in die Schweiz zu ziehen mit den badischen Truppen. Ein Freund veranlaßte mich, mit ihm auf einen Tag nach seiner Vaterstadt Eichstetten am Kaiserstuhl zu fahren, den nächsten Morgen aber wollten wir wieder in Freiburg zum Rückzuge bereit sein. Dieser Plan wurde durch den schnellen Vormarsch der Preußen vereitelt. Wir konnten nicht wieder nach Freiburg zurück und Max Dortü, der Freiburg zu spät verließ, wurde von reaktionären Bürgern festgenommen, seinen Landsleuten, den preußischen Truppen, überliefert und bald darauf bei dem Friedhofe zur Wiehre erschossen, wo er ruht. Er war einer der edelsten, hochherzigsten deutschen Jünglinge, die ich je gekannt habe. Seine Eltern schlafen mit ihm in demselben Grabe.

Ich habe eben gesagt, daß ein Freund namens Engler, den ich 1848 als Exilierten in Straßburg kennen gelernt und der in Offenburg 1849 mein Adjunkt im Militärkommissariat war, ein ehemaliger Polytechniker von Karlsruhe und ein Mann, der ehedem in der französischen Fremdenlegion in Spanien gedient, mich veranlaßte, mit ihm auf einen Tag Eichstetten, seine Vaterstadt am Kaiserstuhle, zu besuchen. Wir wohnten bei einem Freunde von ihm. Früh morgens um 4 Uhr wurden wir von letzterem geweckt und benachrichtigt, daß die preußische Avantgarde schon durch das Städtchen marschiere. Da war keine Zeit zu verlieren. Wir

Digitized by Google

nahmen in Eile ein Glas Kirschwasser und verschlangen ein Stück Schwarzbrot, und ließen, um uns nicht zu verraten, unsere Waffen, bestehend in Säbel und Pistolen, bei unserem Gastfreunde zurück. Ein Junge trug unser Traggepäck uns voran zum Orte hinaus und so wagten wir es, zwischen den feindlichen Truppen hindurch einen Bergpfad des Kaiserstuhles aufzusuchen. Von Rückkehr nach Freiburg konnte keine Rede mehr sein. Freund Engler kannte genau die Gebirgswege und wir kamen nach etwa zwei Stunden in Alt-Breisach an. Dort fanden wir ein aufgeregtes Leben und Treiben. Es gab damals noch keine stehende Brücke bei Breisach über den Rhein, sondern nur eine fliegende Brücke, die den Verkehr zwischen beiden Ufern vermittelte. Von Breisach fuhr ein Omnibus nach dem Rheine, dort ward er auf die fliegende Brücke gestellt und nach Ankunft auf dem elsässer Ufer fuhr er weiter nach Neu-Breisach.

Die badische Gendarmerie, die während der politischen Bewegung sich in die neue Lage gefügt hatte, wußte von der Annäherung der Preußen, lenkte wieder über und prüfte mit scharfem Auge alle Abreisenden. Ehe wir den Omnibus bestiegen, verlangte ein Gendarmeriewachtmeister die Päße der Abfahrenden zu sehen. Ich war vor Rückzug von Offenburg so vorsichtig gewesen, für mich und Freund Engler vom dortigen Amtmann Braunstein, einem Freunde meines Vaters, Heimatscheine ausstellen zu lassen. Diese Scheine zeigten wir vor in Breisach. „Sehen Sie" — sagte der Wachtmeister zu einem Gendarmen — „ob diese Namen im Fahndungsblatte stehen." Die Gendarmerie erhielt nämlich früher, vor Ausbruch der letzten politischen Bewegung, regelmäßig von ihren Vorgesetzten in der Residenz gedruckte Fahndungsblätter mit Namen, Signalement von Verbrechern und politisch Verfolgten. Wir beide standen als 48er badische

Digitized by Google

Exilierte ohne Zweifel darin. Keiner der Gendarmen hatte aber ein Fahndungsblatt bei ſich. Wir ſtiegen nun in den Omnibus und fuhren nach der fliegenden Rheinbrücke. Ehe die Brücke aber abfuhr, mußten wir alle wieder ausſteigen und die badiſchen Zollbeamten, bis dahin ſo unterwürfig, begannen ganz gegen Gebrauch und Regel, das Gepäck der Abreiſenden zu unterſuchen. Ohne Zweifel handelten die Gendarmerie und die Zollgardiſten auf Anordnung eines Beamten in Breiſach, der ſich der neueingeſetzten alten Regierung empfehlen wollte, nachdem er eine Zeit lang den gehorſamſten Diener der neuen geſpielt. Als die Unterſuchung des Gepäcks begann, fiel es mir plötzlich ſchwer aufs Gewiſſen, daß ich in meinem Umhängetäſchchen vier ſehr kompromittierende Gegenſtände hatte: Meine Ernennung zum Zivilkommiſſär, die andere zum Kriegskommiſſär, mein Amtsſiegel, meine ſchwarz-rot-goldene Schärpe. Das Täſchchen hatte ich unter meinem Sitz, gleich am Eingang des Omnibus, in die Ecke geſchoben. Meinen Torniſter nahm ich heraus zum Unterſuchen. Es fanden ſich darin nur unſchuldige Dinge. Ein Zollbeamter betrat den Omnibus, ſah unter die Sitze, bemerkte aber das gefährliche Täſchchen nicht. So ſtieg ich leichten Herzens wieder ein und bald lag die fliegende Brücke am elſäſſiſchen Ufer, und wir waren gerettet. Von meiner glücklichen Ankunft auf dem linken Rheinufer hing mein Leben ab. Es läßt ſich leicht denken, was mein Los geweſen wäre, wenn man mich in der erſten Zeit einer erbitterten, ja wahnwitzigen Reaktion gefangen hätte, in Anbetracht deſſen, daß ich mich ſeit 1847 dreimal politiſcher Vergehen ſchuldig gemacht hatte. Es fielen in der erſten Zeit viel unſchuldigere Opfer als ich geweſen wäre.

Auf der elſäſſer Seite begann wieder die Unterſuchung des Gepäcks von den franzöſiſchen Douaniers; da kam ich

Digitized by Google

aber nicht so leichten Kaufs davon. Ein Douanier fand mein Täschchen und dessen Inhalt, und man erkannte nun mich und Engler als politische Flüchtlinge. Infolgedessen erhielt unser Omnibus die Begleitung von zwei Lanciers, die mit uns nach Neubreisach ritten und uns beide, nachdem wir den Omnibus verlassen, nach der Präfektur brachten. So hatte ich das erste und letztemal in meinem Leben die Ehre militärischer Begleitung. Auf der Präfektur wurden wir und unsere Papiere von einem Beamten geprüft und wir sollten sofort per Eisenbahn nach der Schweiz gebracht werden. Zum Glücke hatte ich vor meiner Abreise von Offenburg Zeugnisse von Straßburger medizinischen Professoren eingesteckt, deren Kliniken ich im Jahre 1848 besucht hatte. Ich legte sie dem Beamten vor und bat daraufhin nach Straßburg reisen zu dürfen, um daselbst meine medizinischen Studien fortzusetzen. Ich erhielt die Erlaubnis. Mein Freund Engler aber mußte nach der Schweiz reisen. Was aus ihm geworden ist, konnte ich trotz Nachfragens nie erfahren. Ich habe ihn, seitdem wir uns in der Präfektur von Neubreisach Lebewohl sagten, nicht wiedergesehen. So trat ich mein zweites Exil in Straßburg an.

Mein Freund, Max Dortü ward etwa zur selben Zeit, als ich in Altbreisach ankam, in Freiburg verhaftet und bald darauf standrechtlich erschossen. Dasselbe Los hätte auch mich erwartet. Mein Leben hing an meinem kleinen Täschchen im Omnibus von Breisach, in das ich in Eile die genannten Belastungszeugen vor Abreise gesteckt hatte. Das Siegel war jedoch bestimmt, bald zwei Freunden einen guten Dienst zu leisten.

Digitized by Google

IV.

Zweites Exil 1849.

Straßburg. — Jagd auf Flüchtlinge. — Eine Fälschung berechtigt. — Nancy. — Paris. — Mein Leben in Paris. — Meine Studien. — Die Gesellschaft deutscher Ärzte und Naturforscher. — Die Pariser medizinische Schule damals von Deutschen besucht. — Meine Verhaftung. — Mein Besuch der Weltausstellung in London 1851.

So war ich denn wieder in Straßburg, das voll von Flüchtlingen war, und trat mein zweites Exil an, das aber länger als das erste währen und für mein ganzes Leben große Folgen haben sollte. Napoleon war inzwischen Präsident geworden, und dieser, um den deutschen Regierungen gefällig zu sein, begann sofort die deutschen Flüchtlinge an der Grenze zu verfolgen. Es wurden regelmäßige Hetzjagden, sog. Razzias, nach ihnen veranstaltet. Jeden Morgen um fünf Uhr begannen Abteilungen der Garnison, geführt von einem Polizeikommissär und einem Spitzel, Gasthäuser und bezeichnete Privathäuser aufzusuchen und alle, die sie erwischten, zu verhaften. Die einen wurden an die Schweizer Grenze transportiert, die andern nach Nantes, an der atlantischen Seite Frankreichs. Ich, mit einigen vorsichtigen Freunden begab mich jeden Morgen um vier Uhr vor der Razzia auf die Wälle der Festung, bis die Jagd vorüber war. Man

Digitized by Google

hatte dann den Tag über Ruhe. Lange hielt ich indes diese Hetzjagden nicht aus und ich beschloß schon Mitte August, mich nach Nancy zu begeben. Ehe ich jedoch Straßburg verließ, verübte ich noch das Vergehen einer Fälschung. An der oben erwähnten Expedition nach Lahr gegen kontre-revolutionäre Agitationen beteiligten sich zwei Offenburger Freunde, der eine als militärischer Anführer, der andere als Stabsarzt. Beide wurden nach Einzug der preußischen Truppen verhaftet und saßen hinter Schloß und Riegel. Nahe Verwandte beider eilten zu mir nach Straßburg und suchten mich zu überreden, ihnen zwei zurückdatierte Dokumente auszustellen, worin ich den Gefangenen gegen schwere Strafe strengstens das anbefahl, wofür sie in Haft saßen. Es war dies allerdings eine Fälschung, dazu keine, die mir nützen konnte. Ich gab aber ihren Bitten nach, stellte die erbetenen Befehle aus und drückte ihnen das in meinem Besitz gebliebene Siegel des Offenburger Zivilkommissariats auf. Die Dokumente bewirkten die Entlassung der Gefangenen. Ich fügte zu meinen vielen Sünden ja nur noch eine andere. Es war dies die einzige Fälschung in meinem Leben, eine Fälschung, die mir nur schaden konnte.

Ehe ich von Straßburg nach Nancy abreiste, wo mein Großvater die französische Revolution vor hundert Jahren miterlebt hat, hatte ich noch eine harte Prüfung zu bestehen. Es war dies der Abschied von meinem lieben Vater. Nachdem wir den Tag in Straßburg zusammen verlebt, begleitete ich ihn an die Schiffbrücke am Rhein. Es gab damals noch keine Eisenbahnbrücke. Hart am Ufer des Rheines, ehe er die Brücke betrat, nahmen wir Abschied und mit klopfendem Herzen sah ich ihm nach, als er langsamen Schrittes über die Brücke nach der mir verschlossenen Heimat wanderte. Es war das letztemal, daß wir uns in diesem Leben gesehen haben, und der Abschied war auf immer. War es ein Vor-

Digitized by Google

gefühl des Lebensabſchieds, das mich damals ſo unendlich wehmütig ſtimmte? Traurigen Schrittes lenkte ich meine Schritte nach Straßburg zurück. Meiner wartete noch eine Reihe ſchwerer Lebensprüfungen, aber die ſchwerſte war der Verluſt des Vaters. Wie oft bin ich, wenn ich Straßburg ſpäter beſucht habe, hinaus an die Stelle gewandert, wo wir uns zuletzt in die thränenden Augen geblickt und zuletzt in dieſem Leben uns ans Herz gedrückt haben.

In Nancy wohnte ich bis Januar 1850, beſuchte daſelbſt die Vorleſungen der dortigen Académie des Sciences und ſtudierte fleißig franzöſiſch. Im Januar 1850 begab ich mich nach Paris, wo ich bis November 1853 lebte.

In Paris ward ich inſkribierter Student der École de Médecine, beſuchte die Hoſpitäler, Vorleſungen und nebſtdem noch die Vorleſungen an der Sorbonne und dem Collége de France. Meine Abſicht war, dem Wunſche meines Vaters gemäß, in Paris mein Examen als Doctor Medicinae zu machen, und mich im Elſaß, in der Nähe der alten Heimat niederzulaſſen.

Während meiner Studienzeit in Paris fungierte ich als Schatzmeiſter und eine Zeit lang als Bibliothekar des „Vereins deutſcher Ärzte und Naturforſcher in Paris“, indem ich zugleich eine Reihe von Vorleſungen hielt, unter andern „Über die Lagen der foſſilen Inſekten“ und über „Croup und Tracheotomie. Die Pariſer „Geſellſchaft amerikaniſcher Ärzte“ ernannte mich zu ihrem ſog. privilegierten Mitgliede.

Obiger Verein, mit dem franzöſiſchen Titel: „Société Médicale Allemande“, blühte zu meiner Zeit, hatte einen großen Sitzungsſaal und eine ſchöne Bibliothek und war von vielen Mitgliedern beſucht. Paris ward in den 40ger Jahren von ſehr vielen deutſchen Ärzten aufgeſucht. Die Pariſer medi-

Digitized by Google

ziniſche Schule ſtand damals an der Spitze der mediziniſchen Wiſſenſchaft in Europa. Es waren daſelbſt die für die Krankheitsdiagnoſe ſo wichtigen Hilfsmittel, die Auskultation und Perkuſſion erfunden worden, die erſten Tracheotomien vorgenommen worden. Erſt ſpäter ſchwang ſich Wien und dann Deutſchland an die Spitze. Die Pariſer deutſche mediziniſche Geſellſchaft war daher ſtets von vielen deutſchen Ärzten beſucht, die darin eine Heimſtätte fanden, von denen manche ſpäter Berühmtheit erlangten, wie u. a. der jüngere Gräfe in Berlin, Esmarch in Kiel, die zu meiner Zeit in Paris waren. Von den in Paris anſäſſigen deutſchen Ärzten und Gründern des Vereins führe ich den früheren burſchenſchaftlichen Exilierten, C. G. Th. Schuſter an, Dr. Medic. und Juris, der Verfaſſer des trefflichen deutſch-franzöſiſchen Wörterbuchs, das beſte ſeiner Art, beſonders für naturwiſſenſchaftliche Studien und vom Conseil de l'Université adoptiert.

Ich hatte eine geraume Zeit in Paris in äußerſter Zurückgezogenheit gelebt und mich ausſchließlich dem Studium gewidmet. Obwohl ich natürlich keinen Paß beſitzen konnte und nur einen ſog. badiſchen Heimatſchein hatte, ſo habe ich nie meinen Namen verheimlicht. Ich lebte mit meinem wahren Namen in der Penſion Hotel Britannique, mein Name ward in die täglich von Polizeibeamten inſpizierte Gaſthausliſte eingetragen, ich erhielt alle meine Briefe an meinen richtigen Namen adreſſiert. Trotz alledem lag ſchon ſeit einem Jahre ein ſog. Mandat d'amener gegen mich auf der Polizeipräfektur. Im Juli des Jahres 1850 wurde ein junger Mann namens Scheibel aus Heidelberg verhaftet und ſollte an die Grenze transportiert werden. Er entdeckte, daß hier eine Verwechslung vorläge, bewies durch ſeine Papiere, daß er nicht die geſuchte Perſon wäre, ward freigelaſſen und benachrichtigte mich, daß man ihn mit mir verwechſelt hatte.

Digitized by Google

Darauf zog ich in das ruhige obengenannte Hotel Britannique, und lebte da in aller Stille, ohne Verheimlichung meines Namens. Endlich entdeckte man mich, und der Polizeikommissär des Quartier erhielt von der Präfektur eine Nase, daß er mich, der nur wenige Schritte von seiner Amtsstube wohnte, nicht eher hatte ausfindig gemacht. Der sog. Mandat d'amener, den er mir einhändigte und den ich noch besitze, bestätigte, daß meine Verhaftung schon ein ganzes Jahr vorher beschlossen ward. Daß meine endliche Verhaftung auf Requisition der badischen Gesandtschaft stattfand, dafür habe ich Beweise, von denen ich einen weiter unten anführen werde.

Es war im Monate Juni 1851, ich lag in tiefem Schlafe in meinem Bette, als ich morgens um etwa 5 Uhr aus dem Schlafe aufgerüttelt wurde. Vor mir stand ein starkbeleibter Mann mit der französischen Trikolorschärpe über der Brust und sagte zu mir „je vous arrête au nom de la loi!“ Ich stand noch halb im Schlafe auf, kleidete mich auf Befehl sofort an und während ich dieses that, untersuchte der Mann alle meine Koffer, wozu er die Schlüssel verlangte, alle meine Papiere und eignete sich Verschiedenes an u. a. Briefe, Adreßbuch, andere Schriften, die ich nie wieder zurückerhielt. Der Mann mit der Trikolorschärpe und im schwarzen Frack war der Polizeikommissär des Quartier und er war begleitet von zwei Polizeiagenten in Zivil. Es war komisch anzusehen, wie der Kommissär und seine Agenten meine deutschen Papiere prüften, da doch keiner von ihnen ein Wort deutsch verstand. Bei der Untersuchung meiner Papiere sahen sie auch meine Kollegienhefte an. Unter diesen befand sich nun ein Heft über Pflanzenphysiologie mit Zeichnungen von den Vorlesungen meines Freiburger Professors Perleb. Keiner von den Herren verstand, wie gesagt, deutsch. Der Kommissär blätterte im Hefte, sah einige Zeichnungen von Blättern,

Digitized by Google

Blüten und Wurzeln und legte es beiſeite mit den Worten: „C'est de la botanique!“ Unter dem botaniſchen Hefte lag aber eines ganz anderer Art und als der Polizeikommiſſär es in die Hand nahm, dachte ich, nun gehts ſchief. Es war ein von mir im erſten Exil 1848 in Straßburg verfaßtes Heft über Feldbefeſtigung, proviſoriſche Befeſtigung, Barrikadenbau. Der Kommiſſär ſchlug das Heft auf und der günſtige Zufall wollte, daß auf dem aufgeſchlagenen Blatte die Zeichnung eines ſog. Verhaues ſich fand, einen Graben vorſtellend in dem Bäume und Baumäſte mit ſcharf zugeſpitzten Äſten, gegen den zu erwartenden Feind gerichtet, lagen. „C'est de la botanique aussi!“ ſagte der Kommiſſär und legte das gefährliche Heft beiſeite. Nach meiner Freilaſſung wanderte das Heft ins Kaminfeuer.

Nach vollendeter Unterſuchung führte mich der Kommiſſär ab. Im Hauſe lag noch alles im tiefen Schlafe und der Hausherr hatte keine Ahnung von meiner Verhaftung. Die Hausthüre wurde dem Kommiſſär und ſeinen Agenten, ohne zu läuten, ſtille von einem Kellner geöffnet, der ohne Zweifel, wie ſo viele ſeiner Klaſſe, damals mit der Polizei in Verbindung ſtand und auf vorherige Verabredung öffnete. Man wollte mich überraſchen und es gelang ihnen vortrefflich, denn ſie ſchlichen die Treppe hinauf vor mein nicht verſchloſſenes Schlafzimmer und weckten mich in meinem Bette auf.

Ich ward zuerſt nach der Station des Polizeikommiſſärs des Quartier geführt. Der Herr Kommiſſär reichte mir, aus welchem Grunde weiß ich nicht, höflich ſeinen Arm und ſo wanderten wir ſelband Arm in Arm nach der Polizeiſtation, gefolgt von den beiden Agenten. Auf der Station wurde der ſog. procès verbal aufgenommen, und darauf ward ich von den zwei Agenten nach der Conciergerie geführt, in der in der erſten franzöſiſchen Revolution ſich ſo viele Schreckens-

Digitized by Google

ſcenen abgeſpielt haben. In der Conciergerie iſt ein beſonderes getrenntes Gebäude für Gefangene der ſog. beſſeren Klaſſen, genannt la Pistole. In dieſem wurde ich in ein großes Gemach gebracht, in dem ſich eine Geſellſchaft höherer Verhafteter, darunter ſchlechte Anwälte, Fälſcher, Spitzbuben höherer Klaſſe befand. Gegen 7 Uhr erhielt jeder von uns einen Teller ſchwarzer Suppe zum Frühſtück, die ich nicht anrührte. Auf meinen Wunſch erhielt ich Briefpapier, Feder und Tinte und ſchrieb an meinen Hausherrn M. Perret einige Zeilen, um ihn meinetwegen zu beruhigen, indem ich ihn verſicherte, daß ich keines Vergehens wegen verhaftet worden ſei und meinem Schickſale ruhig entgegenſehe.

Um 9 Uhr, nach einigen langen, bangen Stunden, ward ich vor den Chef du Bureau des Réfugiés gebracht, einen Herrn Namens Stropé. Es gab damals in der Polizeipräfektur ein beſonderes Bureau für politiſche Flüchtlinge. M. Stropé empfing mich mit dem lauten zornigen Ausrufe: „Comment, vous voulez être martyr?“ „Ich verſtehe Sie nicht!“ antwortete ich — „ich will kein Märtyrer ſein, aber Sie machen mich zu einem.“ Darauf zeigte er mir meinen Brief, den ich an meinen Hausherrn geſchrieben, der aber nicht abgeſandt wurde und warf mir vor, daß ich darin ſage, daß ich allem ruhig entgegenſehe, das mich befallen möchte. Dies war in ſeinen Augen eine Anmaßung. Ich ſagte ihm, es wäre kein Zeichen von Anmaßung, ſondern eines ruhigen Gewiſſens. Darauf holte er einen Stoß badiſcher Unterſuchungsakten hervor, die der Polizeipräfektur nur von der badiſchen Geſandtſchaft mitgeteilt worden ſein konnten, und warf mir vor, daß ich ein großer Revolutionär wäre, da ich nicht nur in Offenburg Zivil- und Militär-Kommiſſär, ſondern auch Kommandant einer

Digitized by Google

revolutionären Batterie in der Festung Rastatt gewesen sei. Ich erklärte ihm, daß ich nur eines von beiden sein konnte, da Rastatt 12 Stunden Weges von Offenburg läge, und gestand meine Stellung in Offenburg zu. Ich hörte nachträglich, daß einer namens Scheibel in Rastatt eine Batterie kommandiert habe. Während, wie oben erwähnt ist, ein Scheibel in Paris anstatt meiner verhaftet wurde und an die Grenze transportiert werden sollte, so sollte ich nun zu guter Letzt die Sünden eines andern Scheibel noch zu den schweren meinigen tragen. Der gute Monsieur Stropé war gereizt durch meine Erwiderung und wenig unterthänige Haltung und ich weiß nicht, wie dies Verhör geendet hätte, wenn nicht Dr. Thierry, Vizepräsident des Pariser Munizipalrats und sein Sohn angemeldet worden wären.

Monsieur Stropé eilte Dr. Thierry unterthänigst entgegen und geleitete ihn in ein anstoßendes Zimmer. Nach einiger Zeit kamen sie wieder heraus, Dr. Thierry und Sohn begrüßten mich im Vorbeigehen und verließen das Bureau. Ich war beiden bisher unbekannt gewesen. Von da an war M. Stropé die Liebenswürdigkeit selbst und diese vergrößerte sich womöglich noch, als gleich darauf mein Straßburger Freund M. Bandsept, Mitglied der Assemblée législative mich aufsuchte. Er, sowie Dr. Thierry wurden frühe morgens durch Freunde von mir von meiner Verhaftung benachrichtigt und veranlaßt, sich für mich zu verwenden. Die Freunde wurden durch meinen Hausherrn von meiner Lage in Kenntnis gesetzt und diesen hat nach meiner Absendung in die Conciergerie der Polizeikommissär, der mich verhaftet hatte, informiert.

Man hatte beabsichtigt, mich ohne weiteres an die belgische Grenze zu transportieren, wohin schon so manche deutsche Flüchtlinge vor mir abgeschuppt worden waren. Infolge des

Digitized by Google

hohen Schutzes, den ich in der letzten Stunde erhielt, erlaubte man mir bis auf weiteres bei gutem Verhalten in Paris zu bleiben, nur mußte ich von Zeit zu Zeit eine neue Aufenthaltserlaubnis erhalten. So kam ich, nachdem ich um 5 Uhr aus dem Bette geholt worden war, zum Mittageſſen wieder in mein gutes Hotel Britannique zurück zur großen Freude von Herrn und Madame Perret, den Beſitzern, ſowie meiner Freunde und Mitgäſte und auch zu meiner eigenen. „Beat him, he has no friends“ ſagt ein engliſches Sprichwort. Ohne Freunde wäre ich ohne Gnade und Barmherzigkeit weggejagt worden.

Allerdings war ich von da an ein ſehr beobachteter Mann. Die Spitzel folgten mir hie und da, meine Briefe wurden auf der Poſt geleſen.

Ich ſaß einmal eines Nachmittags im Café de la Rotonde, rue de l'école de médecine mit einem Schweizer Arzte, Dr. Joß aus Schaffhauſen. Wir ſprachen ruhig deutſch über die Tagesereigniſſe. Dabei war im ganzen Gemache eine einzige Perſon, ein ältlicher Herr an einem Tiſche, eine Zeitung leſend. Den Tag darauf erhielt ich eine Vorladung vor den genannten Monſieur Stropé, der mich mit den Worten empfing: „Comment, vous parlez encore politique dans les cafés?“ Die Sache hatte übrigens keine weiteren Folgen. Ich erinnere mich auch, daß, als ich im Vorzimmer ſaß, ehe ich zu M. Stropé eingelaſſen wurde, eine Anzahl von Leuten an mir vorbeigingen, die mich genau beobachteten und ſtudierten. Als ich in die Polizeipräfektur kam und von da wieder nach Hauſe ging, waren die Vorzimmer, die Hallen, der Hof voll von Leuten in allen Anzügen, feingekleidete Herren, Männer in Blouſen, ſelbſt Damen in Karoſſen. Ich wunderte mich darüber, und ein wohlunterrichteter franzöſiſcher Freund ſagte mir, daß die von mir geſehenen Leute in

Digitized by Google

der Polizeipräfektur ihre Berichte abgestattet hätten. Paris lebte damals unter einem vollständigen Spionierſyſtem. Der Pförtner des Hauſes, die männliche und weibliche Bedienung, die Kellner in Gaſthöfen, Cafés und Reſtaurants, feine Herren und Damen, die die Salons der beſten Geſellſchaft beſuchten — berichteten der Polizei.

Proviſoriſche Aufenthaltserlaubnis, die jede Stunde gekündigt werden mochte und Examenſtudien vertrugen ſich zwar ſchlecht, aber ich ließ mich dadurch nicht irre machen. Ich hoffte auf beſſere Zeiten für die Exilierten in Frankreich. Dieſe kamen wohl, aber zu ſpät für mich.

Trotz meiner Verhaftung und der Gefahr der Ausweiſung, konnte ich doch einer großen Verſuchung nicht widerſtehen.

Es drängte mich gar ſehr die erſte große Weltausſtellung in London 1851 zu ſehen, über die alle Welt mit Erſtaunen und Bewunderung ſprach. Ich ſparte mir das Geld dazu am Munde ab und gab engliſchen Medizinern deutſchen Sprachunterricht. Im Auguſt, drei Monate vor dem Staatsſtreich, reiſte ich mit meinem Hausherrn, M. Perret, der früher lange in England gelebt, nach London ab. Ich erwähne dieſen Umſtand nur, da dieſe Reiſe auf mein ſpäteres Leben einen entſcheidenden Einfluß gehabt hat. Als Flüchtling konnte ich natürlich von der Heimat keinen Paß erhalten und die franzöſiſche Polizei hätte mir auf meine Bitte wohl einen gegeben, aber einen Laufpaß, auf Nimmerwiederſehen. So wagte ich es denn mit dem Paſſe eines Mannheimer Bekannten die Reiſe zu unternehmen und kam glücklich via Havre—Southampton über den Kanal und nach vierwöchentlichem Aufenthalt in London wieder nach Paris zurück. Ein anderer mir bekannter deutſcher Flüchtling war noch kühner als ich. Er reiſte nämlich mit dem Paſſe einer jungen deut-

Digitized by Google

schen Dame mit ihrem Signalement: reiches, blondes Haar mit dickem Zopfe, wallender Busen ꝛc. und kam ebenfalls gut durch. Wieder ein anderer nahm als Paß seine lateinische Heidelberger Universitätsmatrikel mit, die ihm durchhalf. Die französischen Paßbeamten prüften den deutschen Frauenpaß und die lateinische Matrikel mit ernster, scheinbar verständlicher Miene, und gaben sie den Besitzern zurück mit den Worten: passez.

Von meinen Eindrücken in London, von dem wunderbaren Kristallpalaste der Weltausstellung im Hydepark zu sprechen, ist hier der Platz nicht. Ich besuchte in London absichtlich keinen der deutschen Exilierten, da sonst meine Rückkehr unmöglich gewesen wäre. Sie standen damals alle unter der Bewachung geheimer Polizeiagenten. Der einzige deutsche Freund, den ich sah, war mein lieber, leider verstorbener Universitätsgenosse Dr. Franz Mittermaier, der sich auf der Reise nach Madeira befand, wo er Heilung von einem bösen Lungenleiden suchte und erhielt. Es war unser erstes Wiedersehen seit meiner Verhaftung im Jahre 1847.

Ich will von diesem Besuche nur noch eines Umstandes Erwähnung thun. Ich wurde nämlich in London sehr oft von Engländern — ich sprach schon ein wenig englisch — über die bevorstehende Ziehung der berüchtigten „Loterie des Lingots d'or“ gefragt, wovon in England zahlreiche Lose abgesetzt worden waren. Diese Lotterie war bekanntlich ein großer Schwindel, bestimmt, Napoleon das Geld für seinen Staatsstreich zu verschaffen. Die Lingots, die in Paris ausgestellt waren, repräsentierten, wenn ich mich recht erinnere, einen Wert von 700 000 Millionen Francs, waren aber Fälschung, völlig wertlos. Die Sache stand unter der Leitung des Seine-Präfekten Carlier. Ich selbst, ich gestehe es, besaß einige Lose und trug so eine kleine Summe zum Staats-

Digitized by Google

ſtreiche bei. Napoleon war gänzlich mittellos, ſtak tief in Schulden und hatte in kurzer Zeit von ſeinem Amt als Präſident abzutreten. Der Lotterieſchwindel lieferte ihm die Mittel zur Vorbereitung des Staatsſtreiches, bis er dann ſeine Hand auf die Banque de France legen konnte. Nach dem Staatsſtreiche ſprach man nie mehr von der Loterie des lingots d'or.

Mein Beſuch Londons hatte, wie ich oben ſagte, einen großen Einfluß auf meine ſpätere Lebensbahn. Es war eine Rekognoszierung. Ich lernte das Land und die Leute etwas kennen, die mich beide anzogen, ich ſtudierte darauf in Paris fleißig engliſch und machte mich mit dem Gedanken vertraut, dahin meine Schritte zu lenken, im Falle ich Frankreich verlaſſen müßte und nicht, wie faſt alle meine Schickſalsgenoſſen, nach den Vereinigten Staaten zu wandern. Als ich das zweitemal England beſuchte, ſprach ich ziemlich geläufig engliſch und fand mich leichter zu Hauſe.

Digitized by Google

V.

Der Staatsstreich in Paris Dezember 1851. — Meine Gefahr. — Ein deutscher Spion. — Spioniersystem.

Mit dem Staatsstreiche, den ich in Paris mit mehreren Freunden, u. a. dem Maler Anselm Feuerbach, erlebte, nahm die Strenge gegen die Exilierten in hohem Grade zu, und manche, die sich bis dahin gehalten, mußten den Wanderstab ergreifen. In die Schreckenstage des Staatsstreiches, die Bestialität der Soldateska, die nächtlichen Erschießungen Gefangener auf dem Marsfelde, die ich in meinem Bette hören konnte, kann ich mich hier nicht einlassen. Ich will nur einen Umstand erwähnen, der mich selbst betrifft. Ich begab mich den zweiten Tag nach dem Staatsstreich, als der Kampf an dem Pont de Change wütete, von meiner Wohnung im Lateinischen Viertel, begleitet von einem verstorbenen Schweizer Freunde, namens Wiedmer, Lehrer an der Kantonsschule in Zürich, die rue St. Jacques hinab, um mich in das von mir oft besuchte Hospital Hôtel-Dieu auf der Cité zu begeben, zum Zwecke, dort meine Hilfe für die zahlreich eintreffenden Verwundeten anzubieten. Ich muß vorausschicken, daß das Militär den Befehl erhalten hatte, die Straßen zu kehren, balayer les rues, d. h. ohne Aufforderung Alle niederzustechen oder zu schießen, die ihnen in den Weg kamen, auch solche ohne Waffen. Als wir obige Straße hinab nach der Cité

Digitized by Google

gingen, hörten wir ein Getrampel hinter uns und sahen eine Abteilung sog. Chasseurs de Vincennes mit gefälltem Bajonette im Laufschritt gegen uns heranziehen. Im Augenblicke waren alle in der Straße befindlichen Leute in den Häusern verschwunden. Die alten Häuser der Straße hatten große Hofthore, welche die Pförtner, Concierges, zur Zeit geöffnet hielten und sofort nach Eintritt der Leute schloßen. Freund Wiedmer und ich fanden uns noch allein in der Straße, die betrunkene Soldateska kam näher, als sich plötzlich ein Thor öffnete und uns eine Stimme zurief: entrez vite! Wir rannten hinein, das Thor schlug zu und im nächsten Augenblicke stießen schon die Bajonette der Soldaten an die festgeschlossene Thüre. Sie eilten weiter, um die Straßen zu kehren, ich aber, als es ruhiger geworden, gab meinen Plan auf, im Spital Verwundete zu pflegen und begab mich durch kleine Seitengäßchen nach meiner Wohnung, wo ich ruhig blieb, bis der Kampf vorüber war.

Die Lage des Exilierten war während des Staatsstreiches eine sehr kritische. Eine einzige Denunziation durch einen Polizeispion hätte sein Schicksal besiegelt. Die Art und Weise, Denunzierte abzuurteilen, war kurz und einfach. Ein Polizeiagent führte seinen Denunzierten nach der Conciergerie, in der Cité, und berichtete einem wachhabenden Offizier. In kurzer Zeit brachte er den Soldaten im Hofe einen Befehl. Die letzteren stellten den Gefangenen an die Wand und erschossen ihn sofort. Man hatte damals keine Zeit noch Raum für Gefangene, und die Soldaten waren rasend und betrunken. Napoleons Mittel war, durch Schrecken jeden Widerstand zu lähmen. Das Mittel bewährte sich.

Von den in Paris weilenden fremden politischen Flüchtlingen wurden nur die Deutschen verfolgt. Um die öster-

Digitized by Google

reichischen, ungarischen und italienischen Flüchtlinge kümmerte sich die Polizei nicht — mit Ausnahme Mazzinis, der sich aber den Blicken der Spitzel entzog und nur hie und da in Frankreich weilte. Die früheren polnischen Flüchtlinge erhielten sogar vom Staate eine Pension. Man warf sich damals noch nicht vor Rußland auf den Bauch. Ich verkehrte sehr viel mit einem Freund Mazzinis, Dr. med. Salvi, der in meiner Nähe im Hause des berühmten Erfinders der Guillotine, Dr. Guillotin, wohnte, und den man ruhig in Paris leben ließ. Die Anstifter der Verfolgungen der deutschen Flüchtlinge waren die deutschen Gesandten in Paris, die alles aufboten, sie zu entfernen. Es bestand damals, wie ich schon erwähnt habe, in der Polizeipräfektur in Paris ein ganz besonderes Bureau des réfugiés mit einem besonderen Haupte, dessen Bekanntschaft ich selbst gemacht hatte.

Die strenge Behandlung und Bewachung der deutschen Flüchtlinge veranlaßten mich, sehr zurückgezogen in der genannten französisch-englischen Pension zu leben, in dem Hause, das ehemals Danton gehört hatte, am Eingang der Cour du Commerce, rue de l'école de Médecine. Ich lebte fast ganz meinen Studien, fern von aller Politik. Mit Landsleuten verkehrte ich in der Société Médicale Allemande, von Flüchtlingen sah ich hie und da den schwäbischen Dichter Ludwig Pfau, sehr oft den badischen Diktator Amand Goegg und meinen badischen Landsmann Eugen Oswald, den ich später wieder in London traf, intim verkehrte ich mit meinem lieben Freund Dr. med. Eduard Bronner, später hochangesehener Arzt in Bradford, im Norden Englands. Oswald war Sekretär des edlen Wilhelm Adolf von Trützschler gewesen, der im August 1849 in Mannheim erschossen wurde. Auch mit einigen hochbegabten deutschen Künstlern verkehrte ich häufig, mit Anselm Feuerbach, Henne-

Digitized by Google

berg, Karl Roux und Viktor Müller von Frankfurt. Sie sind jetzt alle tot. Henneberg beobachtete ich oft in seinem Atelier, als er sein Bild „Die wilde Jagd“ malte, das ihn auf einmal berühmt machte und für ihn eine goldene Denkmünze bei der Pariser Bilderausstellung gewann. Er war zu meiner Zeit in Heidelberg Student der Rechte, machte sein Examen, gab sein Fach sofort auf und ward Künstler. Er starb noch jung in Rom. Roux starb 1894 als großherzoglicher Galeriedirektor im Mannheimer Schlosse. Anselm Feuerbach sah ich oft an seinem Bilde „Hafis in der Schenke“ arbeiten. Vor seiner Heimreise machte mir der große, so lange verkannte, geprüfte Künstler zum Andenken ein schönes Geschenk. Es ist dies eine prachtvolle, ausdrucksvolle Ölskizze, ein Selbstporträt von ihm, nach Ansicht seiner Mutter, der so aufopfernden Frau Hofrat Feuerbach, sein bestes Selbstporträt. Das Bild begleitete mich nach England und folgte mir später in die alte Heimat. Es ist in der Liste seiner Werke in dem von seiner trefflichen Mutter nach seinem Tode herausgegebenen Buche: „Ein Vermächtnis von Anselm Feuerbach“ noch nicht angeführt, da man bis vor kurzem von seiner Existenz noch nichts wußte. Seine obengenannten Künstlerfreunde in Paris bewunderten daselbst das so schnell entworfene, schöne Bild.

Daß die Korrespondenz der Flüchtlinge in Frankreich ebenso beobachtet war, wie sie selbst, ist wohl anzunehmen, obgleich das sog. Cabinet Noir der Post sich noch mit viel bedeutenderen Briefen beschäftigte, als die der armen Exilierten. Trotz meines sehr zurückgezogenen Lebens hat das schwarze Kabinett auch meiner unschuldigen Korrespondenz seine Aufmerksamkeit gewidmet. Briefe an meinen Vater in Offenburg kamen entweder gar nicht oder verstümmelt an. Von einem zehn Seiten langen Briefe erhielt mein Vater einmal nur die

Digitized by Google

zweite Hälfte. Daß die Polizei genau wußte, was ich geschrieben, habe ich auf dem bureau des réfugiés, vor das ich deshalb geladen wurde und vor meiner Ausweisung erfahren. Karl Blind erhielt einmal in Brüssel einen Brief aus Frankreich, in dem sich noch ein anderer an einen ihm unbekannten Banquier in Brüssel befand. Wie kam der Brief in den seinen? Der Banquier war empört, als ihm Blind den Brief zustellte. Die Erklärung ist einfach. Auf dem ambulierenden Postbureau der französischen Eisenbahn wurden Briefe geöffnet und gelesen, besonders an bezeichnete Personen. In der Eile, vor Ankunft in Brüssel geriet der Brief an den Banquier in den geöffneten an Karl Blind, als letzterer wieder zugeklebt wurde.

Daß das Cabinet Noir aber noch ganz andere Leute kontrollierte, beweist folgendes frappantes Beispiel.

Im Jahre 1870, nach dem Sturze Napoleons, erschien eine Anzahl von Heften, betitelt Documents Authentiques Annotés. — Les Papiers Secrets du Second Empire." Die Hefte erlebten viele Auflagen und erhielten die Autorisation einer Kommission, gewählt von dem „Gouvernement de la Défense Nationale," nebst andern, unterzeichnet von Gambetta, Minister des Innern.

Im ersten unter der Kontrolle der Regierung veröffentlichten Hefte, S. 52, ist ein Brief von General Ducrot, Ancien Commandant de Strasbourg, an General Trochu. Dieser Brief, datiert 7. Dezember 1866, ist im Cabinet Noir der Post geöffnet worden, dessen Angestellte, wie es bei wichtigen Briefen Gebrauch war, ehe sie den Brief an den Adressaten abgehen ließen, einen Auszug davon machten. In diesem Auszuge kommt am Ende folgende Stelle vor:

„Seit einiger Zeit durchziehen zahlreiche preußische Agenten unsere Grenzdepartements, besonders die zwischen der

Digitized by Google

Moſel und den Vogeſen; ſie ſondieren die Stimmung der Bevölkerung, beeinfluſſen die Proteſtanten, die in dieſen Gegenden zahlreich ſind und welche viel weniger Franzoſen ſind, als man im allgemeinen glaubt. Dieſe ſind in der That die Söhne und Enkel derſelben Männer, welche 1815 zahlreiche Deputationen in das Hauptquartier des Feindes ſchickten, um zu verlangen, daß das Elſaß wieder zum deutſchen Vaterlande zurückkehre. Dieſe Thatſache verdient notiert zu werden, da ſie zudem die Pläne des künftigen Feldzuges der Feinde aufklären dürfte." Ducrot.

Ich führe obiges Schreiben hier nur an in Beziehung auf das Cabinet Noir. Wie viel Wahres ſich im Briefe des ſehr unglaubwürdigen Schreibers General Ducrot findet, will ich hier nicht unterſuchen. Die Tendenz des Briefes war gegen die Proteſtanten zu hetzen, und dies ſtimmt ganz zu der damals beabſichtigten Hetze gegen die Proteſtanten, unter Kaiſerin Eugenies Leitung. Im Elſaß hieß es 1870 „zuerſt geht's an die verdammten Preußen, dann an unſere Preußen", d. h. die Proteſtanten. Es exiſtierten ſogar Proſkriptionsliſten gegen ſie. Dieſe Thatſache wurde mir von einem durch und durch franzöſiſch geſinnten Deutſch-Lothringer, der 1871 für Frankreich optierte, als unzweifelhaft mitgeteilt.

Da ich oben von der Verfolgung deutſcher Flüchtlinge in Frankreich ſprach und von der Verletzung des Briefgeheimniſſes, ſo will ich noch eines deutſchen Spiones hier Erwähnung thun, deſſen perſönliche Bekanntſchaft ich in Paris gemacht habe. Bald nach meiner Ankunft daſelbſt lernte ich einen deutſchen Arzt, Dr. Rhode, kennen, ein Hannoveraner glaube ich und mit einer Bayerin verheiratet. Er war im Umgang ein ſehr freundlicher, liebenswürdiger Mann und

Digitized by Google

als burschenschaftlicher Flüchtling in den 30ger Jahren nach Paris gekommen. Er lud mich in seine Wohnung ein, und ich besuchte ihn hie und da, da ich mich bei ihm heimisch fühlte. Eines Tages aber warnte man mich vor seiner Gesellschaft und teilte mir mit, daß man glaube, er stehe mit der Geheimpolizei in Verbindung. Ich hielt den Verdacht für ungerecht. Darauf entwarfen einige deutsche Flüchtlinge einen Plan, ihn auf die Probe zu setzen. Sie teilten ihm unter dem Siegel des Geheimnisses mit, daß Gustav Struve von Amerika in Paris angekommen wäre und unter einem angenommenen Namen, Müller glaube ich, in einem gewissen, ihnen gut bekannten, von ihnen frequentierten Hotel in der rue de Rivoli wohne. Die Mitteilung war erfunden. Es dauerte nicht lange, und die französische Polizei suchte Struve-Müller im bezeichneten Hotel auf. Damit war der gute Mann entlarvt, und seine Landsleute mieden ihn. Er soll sich darauf an denen gerächt haben, die ihm die Falle gelegt hatten, indem er ihre Ausweisung bewirkte.

Trotz alledem konnte ich an seine Schuld nicht ganz glauben, ich konnte nicht umhin, den Mann zu bedauern. Er könnte ja die Nachricht, die Struve betraf, einem andern mitgeteilt und dieser der Polizei davon Anzeige gemacht haben. Ein deutscher Burschenschafter französischer Spitzel wäre ja ein trauriger, ja unmöglicher Sündenfall. Und doch mußte ich mir gestehen, wäre es der einzige Fall der Art nicht gewesen, der mir bekannt ward, und Hunger und Elend haben manchen andern, früher ehrbaren Mann zu demselben Falle gebracht. Der Burschenschafter Jakob Venedey sagte u. a. über die Flüchtlinge der 30ger Jahre, „daß die große Mehrzahl derselben moralisch zu Grunde gegangen wäre, daß über manche derselben herzzerreißende Scenen tiefen, inneren Elends, wie sie selten erlebt worden sind, aufgedeckt werden könnten."

Digitized by Google

Ich hielt es indes doch für ratsam, mich von Dr. Rhode fern zu halten, und meines Wissens wenigstens scheint er mir dies nicht nachgetragen zu haben.

Ich hatte Paris verlassen und Dr. Rhode inmitten meines Kampfes ums Leben in London vollständig vergessen, als ich zur Zeit des Krimfeldzuges (1854—55) in französischen Blättern in London las, daß ein Dr. Rhode, ein Angestellter der französischen Geheimpolizei, verhaftet worden wäre, weil er Rußland Informationen über französische Armeeangelegenheiten verschafft habe. Er wurde als Deserteur von der französischen Polizei infolge dessen vom Gerichtshofe zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. So hatten meine deutschen Freunde in Paris doch recht, der Verdacht gegen Rhode war gerechtfertigt.

Es vergingen inzwischen wieder einige Jahre, als ich eines Tages in Bedfordsquare in London zu meiner Überraschung dem Dr. Rhode begegnete. Ich erkannte den Mann sofort, er aber sah mich, in Mitte vieler Fußgänger nicht, und ich eilte hastig an ihm vorüber. Es war dies unsre letzte Begegnung, und ich hörte und sah nichts mehr von ihm. Er hatte offenbar, nach Absitzung seiner Gefängnisstrafe, den Weg einschlagen müssen, den er in früheren Jahren manchen deutschen Flüchtling einzuschlagen veranlaßt hat, er war des Landes verwiesen worden.

Es waren seit dieser Begegnung wieder einige Jahre verflossen, und ich hörte nichts vom alten Dr. Rhode. Eines Abends nun, als ich beim Nachhausegehen die großen Zeitungsplakate vor einem Zeitungsladen sah, die nach englischer Sitte auf Brettern vor dem Laden zur Besichtigung der Vorübergehenden aufgestellt oder gehängt werden, mit den Inhaltsanzeigen der im Laden zu habenden Zeitungen, fiel mir ein feuerrotes Plakat auf mit Inhaltsanzeige des Blattes des

Digitized by Google

Anarchisten Most, „Freiheit“ betitelt, das einige Zeit in London erschien, bis ihm die Regierung den Garaus machte. In der Inhaltsangabe des Mostschen Blattes fielen mir die Worte auf: „Tod des edeln Freiheitskämpfers Dr. Rhode.“ Ich kaufte gierig das Blatt, das einen warmen Nachruf an meinen alten Pariser Bekannten enthielt, seine Bemühungen um die Hebung der menschlichen Gesellschaft schilderte, seiner Opfer und Leiden für seine Grundsätze erwähnte und den Tod des Freiheits-Märtyrers meldete, der vor kurzem in Liverpool aus diesem Leben geschieden sei.

Der gute Rhode hatte merkwürdige Umwandlungen in seinem Leben durchgemacht: deutscher Burschenschafter — französischer Polizeiagent — Agent Rußlands — Anarchist. Heutzutage, wo Frankreich so sehr um die russische Freundschaft buhlt, würde Rhodes Information, die er der russischen Regierung ehedem geliefert, nicht mehr mit Gefängnis, Ausweisung bestraft, sondern belohnt und ausgezeichnet werden.

Jakob Venedey sagt in seiner Zeitschrift „Der Geächtete“, die von 1834 an einige Zeit in Paris erschien, folgendes: „Der k. k. österreichische Aktuar der Bundeszentralbehörde zu Frankfurt a. M., Herr Thinelli, ein äußerst thätiger Diener Metternichs, hat unter dem 14. Mai 1834 mit Hilfe seiner Spione eine Liste aller deutschen Flüchtlinge, die ihm bekannt, aufgestellt, mit Angabe des Namens, der Heimat, des Standes, des Grundes und Zeitpunktes der Entfernung, Signalement und, was der sicherste Beweis von der unermüdlichen Thätigkeit der Spione des deutschen Bundes ist — sogar den Aufenthalt angegeben. Diese Liste ist allen Polizeibehörden in Deutschland, und ohne Zweifel auch in angrenzenden Ländern, zugesandt worden. . . . . Diese Liste war schon längere Zeit in Paris in den Händen der Polizei und der deutschen Gesandtschaften. Wir

Digitized by Google

beabsichtigen nächstens, als Gegenstück, eine Liste von Spionen, nach dem Muster der obigen mitzuteilen.“ Ich weiß nicht, ob Venedey je eine solche Liste verfaßt hat. Mir ist keine bekannt.

Dasselbe deutsche Spionagesystem, das in den 30ger Jahren in Ausübung war, wurde auch später, nach den Bewegungen von 1848/49, fortgesetzt. Im Jahre 1848 spielte das Spionenwesen in Baden schon eine Rolle und eigentümlicherweise schien dasselbe von Paris aus geleitet worden zu sein. In der abenteuerlichen Herwegh'schen Legion kamen von Frankreich nach Straßburg und später nach Baden herüber unzweifelhafte Spione. Mit den 48ger Flüchtlingen in Straßburg verkehrten Deutsche, die mit der französischen Polizei in Verbindung standen, darunter ein namhafter Autor eines Spionagebuches. Fritz Hecker hatte in seinem Flüchtlingslager in Muttenz in der Schweiz und in seiner Umgebung, wenn er nach Straßburg kam, einen oder mehr solcher aufmerksamen Beobachter. Daß die badische Regierung auf ihre flüchtigen Landeskinder ein wachsames Auge richtete, habe ich schon bei Erwähnung meiner Verhaftung in Paris bewiesen. Einen ferneren Beweis bietet folgender Umstand, den ich nur anführe, weil er meine Person betraf. Mein lieber, alter Freund, Dr. med. Karl Mittermaier, der im Jahre 1850 eine Zeit lang in Paris die Hospitäler besuchte und mit dem ich, solange er da war, zusammenwohnte, besuchte nach Heimkehr die Anstalt für Geisteskranke Illenau. Während seines Aufenthaltes in Achern wurde er vor das Amt zitiert, um Erklärungen über seine näheren Beziehungen zu mir abzugeben. Die badische Polizei war informiert worden, daß Mittermaier Briefe von einem so gefährlichen Menschen, wie ich, erhalten hätte, worüber natürlich die Regierung des Landes in gewaltige Aufregung geriet.

Im Lichte betrachtet war die Anwendung eines Spionage-

Digitized by Google

ſyſtems von ſeiten der deutſchen Regierungen und ihrer Geſandtſchaften vollſtändig unnötig, ein Beweis unbegründeter Furcht. Was konnten die burſchenſchaftlichen Flüchtlinge, die zerſtreut im Exile lebten, gegen ihre Regierungen unternehmen? Was die, welche, nach dem Niederſchmettern der Bewegungen von 1848/49 von der Heimat verjagt, teilweiſe in allen Weltgegenden wohnten? Was für Geheimniſſe konnten die Spione aus ihnen herauskriegen? Sie waren alle machtlos, einflußlos, ungefährlich. Von den einflußreichſten deutſchen Exilierten kenne ich keinen einzigen, der ſeiner heimatlichen Regierung hätte gefährlich werden können, ſelbſt wenn er es gewollt hätte. Aber keiner dachte daran es zu wollen, weil er wohl wußte, daß ein ſolches Wollen wirkungslos geblieben wäre. Zudem fanden ſich die meiſten Exilierten in ungünſtiger Lage. Sie alle hatten ihre Berufsſtellung, viele ihr Vermögen verloren, und allen war es ſchwer, in fremdem Lande ſich eine neue Exiſtenz zu gründen. Gar viele hatten mit Not und Elend zu kämpfen. Ihre Rückkehr in die verlorene Heimat war nur möglich durch einen Umſchwung in dieſer Heimat ſelbſt und daran war nicht zu denken. Die Hetze der im Auslande lebenden Flüchtlinge, mittels gedungener Spione, die ſie nirgends zur Ruhe kommen ließen, ſie auf Schritt und Tritt verfolgten, war daher eine Grauſamkeit, die ſich durch Notwendigkeit nicht entſchuldigen läßt. Mancher bis zur Erſchöpfung Verfolgte iſt infolgedeſſen zuſammengebrochen, um ſich nicht wieder zu erheben.

Von den Exilierten anderer Länder war ſelbſt ein Mann wie Koſſuth vor dem franzöſiſch-öſterreichiſchen Kriege völlig machtlos. Der einzige, der nicht machtlos war, war Joſeph Mazzini und dieſer hatte beſſere Spione in ſeinem Dienſte als alle italieniſchen Regierungen zuſammen. Er wußte von letzteren alles, und ſie wußten von ihm nichts.

Digitized by Google

Wenn man dazu noch die Klasse von Leuten in Betracht zieht, die Spionendienste leisteten, so kann man sich leicht vorstellen, welche absurde Schwindelberichte diese ihren Dienstherren lieferten, denn um ihr Brot zu behalten, mußten diese, jeder ehrenhaften Beschäftigung unfähigen Menschen, irgend etwas berichten, wenn auch Erlogenes. Es ließe sich aus solchen Berichten eine amüsante Sammlung veranstalten, die vielleicht einmal ein Polizeibeamter vernünftiger Zeiten als Kulturbild des 19. Jahrhunderts veröffentlichen wird. Wenn dem Spione der Stoff zu einem Berichte fehlte, so suchte er, wie gesagt, einen solchen zu erfinden oder zu produzieren. Es lebte zu meiner Zeit in Paris ein deutscher Exilierter, der in der heimatlichen Bewegung eine sehr hohe Rolle gespielt hatte. Er war gutmütig und etwas leichtgläubig und ließ sich überreden, eine geheime Verbindung zum Zwecke politischer Agitation zu gründen. Diese Verbindung bestand nur aus 7 Personen, von denen, wie es später herauskam, mein exilierter Freund der einzige ehrliche Mann und sechs davon Spione waren. Er hat aber bald darauf als Verschwörer das Land verlassen müssen. Es erinnerte mich dieser Fall an Fouché, der einst zu Napoleon sagte: „Sire, Sie können sicher sein, daß wenn sich in Paris drei Leute verschwören, einer von diesen in meinem Solde ist.“ Ich las einmal, als ich noch in Paris lebte, eine von einem französischen Polizeimann verfaßte, in Paris gedruckte Schrift, welche die gefährlichsten Verschwörer und Demagogen Europas aufführte, und unter diesen fand ich den Namen des hochbejahrten liebenswürdigen, berühmten Juristen der Universität Heidelberg: Professor Mittermaier!

Mißtrauen, Verdacht säen ist der einzige traurige Erfolg des Spionierſystems. Es wirkt demoralisierend nicht allein auf die politisch Verdächtigen, sondern auch auf die ganze Gesell-

Digitized by Google

ſchaft, es erregt dem Freunde Zweifel am Freunde, dem Bruder am Bruder, Verdacht gegen unſchuldige, ehrenwerte Männer. Mein Freund Arnold Ruge hat mir einmal geſtanden, daß er und ſeine Freunde lange Zeit den Berliner Exilierten J. Schönemann zu London im Verdacht hatten, ein Spion zu ſein. Schönemann war ſehr reſerviert und ſchweigſam. Später iſt er ein intimer Freund Ruges geworden. Beide ſtarben hochbejahrt im Lande ihres Exiles, in England. Unter dem dritten Napoleon war ganz Paris mittels Spionierweſens vergiftet, kein Haus, keine Familie war ſicher vor der Seuche; Pförtner, Hausbediente, Hausmädchen, Kellner, kurz alles war der Denunziation verdächtig. Indem das Syſtem Spione ſchafft, ſchafft es eine Legion Spitzbuben und durch dieſe ruft es allgemeines Mißtrauen hervor, demoraliſiert die ganze Geſellſchaft. Ja die, welche Spione anwenden, ſtehen ſelbſt als Menſchen auf einer moraliſch tiefen Stufe. Von obigen Bemerkungen ſind natürlich militäriſche Kundſchafter ausgeſchloſſen.

Digitized by Google

VI.

Promotion in Basel. — Anerbieten eines französischen Postens. — Ausweisung.

Ehrendiplome. — Abreise nach Calais. — Nach Ankunft daselbst. — Abfahrt. — Fahrt auf dem Dampfer. — Ankunft in London.

Obschon ich mit zahlreichen Zeugnissen versehen war, die den Besuch der Vorlesungen und Hospitäler in Paris bestätigten, ward ich nicht zum medizinischen Examen zugelassen und mir jede Aussicht dazu von seiten von Autoritäten benommen. Es schien das Schicksal die Frucht meiner jahrelangen medizinischen Studien, das medizinische Diplom, mir auf immer verweigern zu wollen. Ich wünschte den Plan, mich im Elsaß niederzulassen, aufzugeben. Aber mein kranker Vater wünschte, daß ich fernerhin in Paris bliebe, und so blieb ich hoffnungslos hoffend. Einen Antrag, als gut salarierter Arzt einer Goldminenkompagnie nach Peru zu gehen, lehnte ich aus denselben Gründen ab.

Teils um meinen guten Vater zu befriedigen, teils auch für meine künftige Lebensbahn ein Dokument meiner Studien zu besitzen, wandte ich mich an die eidgenössische Universität Basel mit der Bitte um Zulassung zum medizinischen Examen. Diese ließ mich kraft meiner zahlreichen Studienzeugnisse, worunter 17 offizielle, von der medizinischen Fakultät legalisierte,

Digitized by Google

von den damals ersten Pariser medizinischen Größen, zum Examen zu. Ich bestand im Januar 1853 mein Vorexamen und beantwortete die sog. Tentamenfragen: anatomisch-physiologische, chirurgische, pathologische, therapeutische, pathologisch-anatomische, medico-botanische Fragen. Nach dieser Vorprüfung bearbeitete ich, als zweite Probe für die Promotion, eine Inauguraldissertation: „Über Croup und Tracheotomie" und nach Gutfinden dieser wurde ich von der Universität Basel im April 1853 zum Doktor der Medizin und Chirurgie ernannt. Obige Dissertation erschien bald darauf im Druck und wurde anerkennend von Professor Friedreich in Heidelberg in seinem Werke: „Krankheiten des Larynx", ferner von Professor Virchow in seinem Handbuch und in Schmids Jahrbüchern genannt.

Es drängt mich, an dieser Stelle eine mir sehr liebe Erinnerung anzuführen, ein kurzer Sonnenblick durch dunkeln, stürmischen Himmel. Im Juli 1853 wurde ich in Paris durch den Besuch meines lieben Heidelberger Universitätsfreundes Adolf Kußmaul freudig überrascht. Ich hatte ihn anfangs 47 kurz vor meiner Verhaftung zum letztenmal gesehen. Als praktischer Arzt in Kandern, im badischen Schwarzwald, hatte er sich, infolge anstrengender Praxis ein schweres Leiden zugezogen. Nachdem er sich teilweise davon erholt, suchte er mich in Paris auf und er überredete mich, mit ihm nach der See zu reisen. Wir gingen zusammen nach Sanvic, ein Dörfchen hoch auf den Klippen bei Havre, wo wir einige Wochen täglich im Meere badeten. Die Bäder bekamen ihm vortrefflich und stärkten auch meine angegriffene Gesundheit für baldige neue harte Prüfungen. Der Umgang mit dem alten Freunde ließ mich meine traurige Lage eine Weile vergessen. Nach Rückkehr in Paris trafen wir Frau Kußmaul, mit der wir daselbst noch einige vergnügte Tage verlebten. Der Freund kehrte sodann mit seiner Frau nach Deutschland

Digitized by Google

zurück und begann wieder in Würzburg seine Studien, um sich dem akademischen Lehrfach zu widmen, mit welchem Erfolge, ist allgemein bekannt. So war das Kußmaul zugestoßene Unglück, das ihn zwang, seine Praxis aufzugeben, ein Glück nicht für ihn nur, sondern auch für die leidende Menschheit.

Im Spätsommer 1853 wurde mir ein Posten unter dem französischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angeboten. Meine Aufgabe sollte sein: die deutsche Presse zu überwachen und zu beeinflussen. Ich lehnte indigniert das Anerbieten ab. Es dauerte aber nicht lange, und ich erhielt von der Polizei die Mitteilung meiner Ausweisung, mit dem Bedeuten, daß mir Frankreich künftig und auf immer verschlossen wäre, und zum zweitenmale schickte ich mich an, in ein fremdes Exil zu wandern.

Ehe ich aber Frankreich verließ, ernannte mich die Gesellschaft deutscher Ärzte und Naturforscher in Paris einstimmig zu ihrem korrespondierenden Mitgliede und zur selben Zeit wurde ich mit dem Diplom eines korrespondierenden Mitgliedes des Vereins badischer Ärzte zur Förderung der Staatsarzneikunde beehrt. Letztere Ehre wurde von mir besonders noch deshalb hochgeschätzt, weil sie von einer hochangesehenen Gesellschaft meines mir verschlossenen Vaterlandes kam. Sie gab mir neuen Mut für die Schicksalsproben, die meiner warteten.

Nachdem mir meine Ausweisung aus Frankreich verkündet worden war, gab man mir noch eine Frist von einigen Tagen, um meine Angelegenheiten zu ordnen. Man ließ mir die Wahl zwischen Belgien und England. Ich wählte letzteres. Sodann schrieb man mir den Tag meiner Abreise, und, nachdem ich die Reise via Calais gewählt, den bestimmten Eisenbahnzug vor. Meine Reiseroute war Calais und von da per Dampfer die Themse hinauf bis nach Londonbridge. Da-

Digitized by Google

mals brauchte man, um von einer französischen Kanalhafenstadt nach England zu reisen, einen sog. permis d'embarquement. Alle mit meinem Zuge Reisenden mußten sich daher nach Ankunft in der Station von Calais in ein dort befindliches Büreau des anwesenden Polizeikommissärs begeben, um von ihm mittels Vorzeigens ihrer Pässe die Erlaubnis zur Einschiffung zu erhalten. Als ich dem Kommissär meinen Sauf-conduit vorlegte, sagte er mit herrischem Tone zu mir: „Stehen Sie beiseite, bis ich die Herren und Damen absolviert habe.“ Meine Reisegefährten sahen mich alle natürlich mit argwöhnischen Blicken an. Nachdem er die andern bedient hatte, wandte er sich an mich und sagte, daß man ihm meine Ankunft schon angemeldet habe, und daß er beauftragt wäre, mir zu erklären, daß ich von nun an den französischen Boden nie wieder betreten dürfe. Ich verabschiedete mich mit der Versicherung, daß ich nicht daran dächte, ihn sobald wieder zu betreten und bestieg den englischen Dampfer mit einem unbeschreiblichen Gefühle der Erleichterung wie einer, der nach langer Haft seine enge, dumpfe Kerkerzelle verläßt.

So endete mein vierjähriges Exil in Frankreich. Ich suchte ein neues Asyl. Es war dies die für mich wichtigste Wanderung meines Lebens.

Es war anfangs November 1853, als ich den englischen Dampfer im Hafen von Calais bestieg, um von da die Themse aufwärts nach London zu fahren. Von Deutschland exiliert, von Frankreich verjagt, fuhr ich getrosten Mutes Alt-England zu, das schon zur Zeit der Reformation Tausende von Hugenotten aufgesucht und das in letzter Zeit politischen Exilierten aller Länder ein Asyl geboten hat. Mein Herz war voller Hoffnung, und diese Hoffnung ward durch die lange, stürmische Seefahrt nicht gedämpft. Ein abergläubiger Mensch hätte die sturmbewegte See, den dichten

Digitized by Google

Novembernebel für eine böse Vorbedeutung angesehen. Ich verglich das Bild mit dem meines Lebens und hoffte nach Sturm und Nebel Ruhe und Sonnenschein zu erleben.

Und was die inn're Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Der Anblick auf dem Verdecke war zwar gerade nicht erfreulich. Fast alle Mitreisenden waren seekrank. Ich ward es nicht. Ich bin, nebenbei gesagt, bei meinen 70—80 Seefahrten über den Kanal nach Frankreich, Belgien, Holland und Hamburg nie seekrank geworden. So saß ich ruhig und in Gedanken vertieft auf einer Bank des Verdeckes, als sich eine alte Dame neben mich setzte und zu meiner Überraschung und Verlegenheit ihr Haupt auf meine Schulter legte. Verlegen sah ich auf sie herab. Auf einmal ertönte ein gurgelndes Ächzen und im nächsten Augenblicke ergoß sich ein Lavastrom über meine Brust und Beine. Die Seekrankheit hat mich aus Rache, daß sie mir nichts anhaben konnte, zu ihrem Opfer erkoren. Ich rief in meiner Not dem Schiffssteward und bat ihn, die alte Dame in die Damenkajüte zu führen, was er sofort that. So hat auch mich die Seekrankheit doch noch heimgesucht. Das Unangenehme dabei war, daß ich dafür von den andern noch ausgelacht wurde und mit so gefärbtem Rock und gefleckten Hosen in London ankommen sollte, mit den Zeichen der Schuld eines Mitmenschen auf mir, und mit diesem Zeichen, aber mit reinem Gewissen kam ich in London an, wo mich mein alter Freund und Exilgenosse Roman von Schweizer am Landungsplatze trotz alledem in die Arme schloß. Ich fühlte mich in jenem Augenblicke überglücklich, denn ich war nun frei. An die Zukunft dachte ich im Augenblicke noch nicht, das Gefühl endlicher Freiheit beseelte mich ganz.

Digitized by Google

VII.

Nach Ankunft in England. — Asyl. — Meine Rekognoszierung in London.

Deutsche und andere Exilierte in London. — Mein künftiges Berufsfach. — Erste Thätigkeit. — Meine Arbeiten in der Educational Times. — Meine ersten Stellungen im College of Preceptors, in der University of London und Royal Military Academy. — Prinz Napoleon. Sein Tod. — Examinatorstellen. — Anerbieten einer Privatsekretärstelle der Königin. — Rücktritt von obigen Stellungen 1882/83.

Ich landete in London mit dem Herzen voll Hoffnung aber mit leichter Börse. Mein mütterliches Vermögen in Baden war mit Beschlag belegt. Mein guter Vater hatte mir bisher mit großen, schweren Opfern geholfen. Ich hatte in der immensen Hauptstadt Englands keine Freunde, keine Bekannte, ausgenommen eine Anzahl von Schicksalsgenossen. Und doch fühlte ich mich unbeschreiblich wohl. Ich war frei, kein Spion folgte mir, keiner horchte in öffentlichen Lokalen auf meine Worte, kein schwarzes Kabinett öffnete meine Briefe. Ich begann frei aufzuatmen, wie einer, der aus dem Gefängnis getreten. Aber bald trat an mich die Frage heran: was thun? Meinem guten, kranken Vater konnte ich nicht mehr zur Last fallen. Leidend, wie er war, hatte er dazu noch eine lange Zeit hindurch das Haus voll einquartierter Soldaten gehabt. Infolge der deutschen politischen Bewegungen

Digitized by Google

war London zur Zeit voll von deutschen Exilierten, darunter Männer von Bedeutung. Es waren etwa vierzig exilierte deutsche Ärzte da. Sie alle mußten aber bald das Feld räumen und wanderten weiter nach den Vereinigten Staaten. Einem einzigen deutschen exilierten Arzte gelang es, sich im Norden Englands, in Bradford, eine höchst angesehene und einflußreiche Stellung zu verschaffen. Es war dies mein leider zu frühe verstorbener lieber Freund Dr. Eduard Bronner, im Jahr 1849 Mitglied der konstituierenden Versammlung in Karlsruhe. Für die Deutschen in London waren schon mehr als genug fest etablierte deutsche Ärzte da. Die Engländer beraten fremde Ärzte nur, wenn sie Spezialisten sind. Zudem hätte ich, um mir als Arzt in England eine Stellung zu verschaffen, notwendigerweise vorerst ein englisches Examen machen und dann noch eine geraume Zeit zuwarten müssen. Dazu fehlten mir aber die Mittel. Ich dachte an Amerika, an das oben erwähnte Anerbieten von Peru. Aber ein solcher Schritt hätte meinem kranken Vater den Todesstoß gegeben. Er litt seines Sohnes wegen.

Ehe ich jedoch mein Ringen und Kämpfen ums Leben in England beschreibe, will ich noch einige Worte über die Flüchtlinge damaliger Zeit in England voranschicken. Als ich im November 1853 aus Frankreich verwiesen in London ankam, war die deutsche Flüchtlingskolonie schon sehr gelichtet. Nach dem Staatsstreiche Napoleons gaben die deutschen Exilierten jede Hoffnung auf baldigen Umschwung der Dinge in der Heimat, auf baldige Heimkehr auf, und der größte Teil derselben wanderte nach den Vereinigten Staaten, wohin ihnen schon viele vorausgegangen waren. England bot ihnen keine Existenzmittel, und daran mußten sie endlich in allem Ernste denken. Bald war das Häuflein der in England Gebliebenen zusammengeschmolzen.

Digitized by Google

Unter den deutschen Exilierten, die in England geblieben waren und eine Berufsthätigkeit ausübten, führe ich u. a. folgende an, mit denen ich, mit wenigen Ausnahmen, entweder schon früher persönlich befreundet oder bekannt war oder es nachträglich geworden bin. Ferdinand Freiligrath war Bankdirektor, Gottfried Kinkel, Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur und Kunstprofessor am South Kensington Museum, Lothar Bucher, Journalist und Schriftsteller, später die rechte Hand Bismarcks, der Philosoph Arnold Ruge war als Lehrer, Journalist und Schriftsteller thätig, Karl Blind war Korrespondent englischer, amerikanischer und deutscher Blätter und Zeitschriften und über fünfzehn Jahre Hauptmitarbeiter des englischen Blattes „The Morning Advertiser", Graf Oskar von Reichenbach arbeitete als Naturforscher und Physiker, Theodor Goldstücker dozierte am University College als eminenter Sanskritgelehrter. Ferner erwähne ich Karl Marx und Friedrich Engels, letzterer damals noch in Manchester, als Schriftsteller und Führer der deutschen sozialdemokratischen Partei, Johannes Ronge, Vorstand einer sog. humanistischen Gemeinde und Schule, Schriftsteller und mit seiner hochbegabten Gattin Einführer des Fröbelschen Kindergartens in England. Amand Goegg, der badische Triumvir von 1849, widmete sich der Industrie, der berühmte Komponist Richard Wagner war Direktor einer musikalischen Gesellschaft, Friedrich Schlutter, burschenschaftlicher Flüchtling der 30ger Jahre, Freund Fritz Reuters, im Jahre 1848/49 im Parlament in Frankfurt und im Rumpfparlament in Stuttgart, war Professor in der Kriegsakademie in Woolwich. Der badische Exilierte, Eugen Oswald, lehrte deutsche Sprache und Litteratur, wurde später Professor an der königlichen Marine-Hochschule in Greenwich und arbeitete zugleich

Digitized by Google

als Journalist und Schriftsteller, Gustav Bergenroth machte im Auftrage der englischen Regierung historische Forschungen in den Archiven Spaniens, Hermann Müller-Strübing, ein alter Burschenschafter, der ehemals sieben Jahre auf der Festung Posen gesessen, ist bekannt geworden durch seine historischen Studien über Alt-Griechenland. Im Norden Englands, in Bradford, hat sich der oben schon erwähnte badische Exilierte Dr. Eduard Bronner als Arzt und als Gründer und Leiter des dortigen ophthalmologischen Hospitals eine sehr hochangesehene Stellung erworben.

In den ersten Jahren nach 1849 bestand in London ein sehr reges geselliges Leben unter den deutschen Exilierten. Als ich daselbst ankam, hatte dieses gänzlich aufgehört, denn ein jeder der noch Anwesenden hatte inzwischen einen Wirkungskreis gefunden, der seine ganze Zeit in Anspruch nahm. Jede politische Gesamtthätigkeit hatte aufgehört.

Auch unter den französischen, italienischen und ungarischen Exilierten war Ruhe eingetreten, ihre Versammlungen hatten allmählich aufgehört. Von Franzosen fanden sich anfangs nach dem Staatsstreiche ziemlich viele in London und England. Die meisten aber kehrten bald wieder nach Frankreich zurück oder zogen vor, in Belgien zu leben. Von solchen Franzosen, die bis zum Falle Napoleons im Jahre 1870 in London lebten, nenne ich: Ledru Rollin, Louis Blanc, Alphonse Esquiros, der Verfasser der „Histoire des Montagnards“ und von „Paris au 19. Siècle“, ferner Savoye, Barrère, Landolphe, Wilfried de Fonvielle. De Fonvielle, den Titel Marquis hatte er aufgegeben, entfernte sich 1870 aus dem belagerten Paris in einem Ballon und kam glücklich in der Normandie auf der Erde wieder an. Er kam darauf nach London, wo er in kuriosem, schwerverständlichem Englisch öffentliche Vorträge über die

Digitized by Google

Belagerung hielt und auf der Rednerbühne in Gegenwart der Zuhörer eine von Paris mitgebrachte Rattenpastete verspeiste, eine damals beliebte Speise der Pariser.

Mit Ausnahme Ledru Rollins, mit dem ich wohl persönlich bekannt, aber nicht befreundet war, pflegte ich mit obengenannten französischen Exilierten einen freundschaftlichen Umgang, besonders mit Louis Blanc, dessen Hausfreund ich mich nennen durfte, und der mich dem Bibliothekar des Britisch Museum als Studierender für die innern Räume der Bibliothek besonders empfohlen hat. Er selbst arbeitete zur Zeit fleißig an seiner Geschichte der französischen Revolution, wozu ihm das Britisch Museum sehr wertvolles Material lieferte. Ledru Rollin traf ich gelegentlich in Gesellschaft.

Von den Italienern traf ich öfters Mazzini und Saffi, der Triumvir Roms, bei Karl Blind, der überhaupt ein von Exilierten oft besuchtes gastliches Heim besaß. Von den Ungarn lebte Kossuth in London in strikter Zurückgezogenheit, während Pulski viel Gesellschaft empfing. Mazzini war für mich eine höchst imponierende, fesselnde Persönlichkeit und einen Abend, den ich mit ihm bei Blind zubrachte, werde ich nie vergessen. Der berühmte, englische Dichter Algernon Swinburne las an diesem Abend sein prachtvolles Gedicht „Italia", das er Mazzini widmete, in seiner Gegenwart in Blinds Hause vor.

Mazzini war über alles, was in der Politik vorging, stets aufs genaueste unterrichtet und hatte selbst in Frankreich in den höchsten Regionen seine geheimen Berichterstatter. Ich will davon einen Beweis anführen. Ich war im März im Jahre 1870 in seiner Gesellschaft im Hause von Karl Blind, und als die Rede auf die damalige spanische Thronkandidatur des Fürsten von Hohenzollern fiel, sagte er folgende mir unvergeßlichen Worte: „In Frankreich ist der

Digitized by Google

Krieg eine ausgemachte Sache. Im April wird eine Konferenz stattfinden, um die Angelegenheit friedlich zu ordnen, aber sie wird zu nichts führen. In den Tuilerien ist der Krieg eine beschlossene Sache." Wie Mazzini zu einer Zeit vorhersagte, wo man noch keine Ahnung von den kommenden Ereignissen hatte, so kam es. Es ist in letzter Zeit viel geschrieben worden über die Ursache und Veranlassung des Krieges und niemand hat von einer unzweifelhaften Thatsache Notiz genommen, die auch Mazzini bestätigt hat, daß ganz Deutschland lange vor der Kriegserklärung von einer Legion von französischen Agenten und Spionen überzogen, ja sogar in Spionedepartements eingeteilt war.

Während Garibaldi im Jahre 1870 für Frankreich gegen Deutschland focht, so trat Mazzini stets für Deutschland ein. Mit der deutschen Sprache und Litteratur vertraut, hat er schon im Jahre 1864 sich für Deutschland in der schleswig-holsteinischen Frage ausgesprochen und Deutschlands Ansprüche öffentlich für gerecht erklärt. Im Jahre 1870 beeinflußte er im Interesse Deutschlands seine mächtige Partei in Italien derart, daß Viktor Emanuel dadurch abgeschreckt wurde, für Napoleon Partei zu ergreifen, was er bekanntlich versprochen hatte und beabsichtigte.

Von allen Franzosen jeder politischen Schattierung, die ich in London kennen lernte, waren alle, ohne Ausnahme, für den Wiedergewinn des linken Rheinufers, ja viele selbst huldigten der neuen französischen Theorie, der sog. Région française, nach der beide Rheinufer eigentlich zu Frankreich gehörten. Schon zur Zeit, als ich anfangs der 50ger Jahre in Paris studierte, begegnete mir, daß der berühmte medizinische Professor Velpeau, als er mir in Gegenwart Anderer ein Frequenzzeugnis für meine Studien in seiner Klinik aus-

Digitized by Google

stellte, zu mir lächelnd sagte: „Sie sind ein Badener? Nun gut, Ihr Land wird bald französisch werden.“ Aber auffallend war mir, daß selbst die nach dem Staatsstreich flüchtigen oder ausgewiesenen Franzosen in London die Rheinlande verlangten und zwar viele Jahre vor dem Kriege im Jahre 1870. Der Sozialist Felix Pyat reklamierte sie einmal in einer öffentlichen Rede. Ledru Rollin erklärte Karl Blind als trop Germanique, weil er von den französischen Ansprüchen auf das linke Rheinufer nichts wissen wollte. Selbst der gute, liebenswürdige Sozialist Louis Blanc fragte mich einmal, ob man die Rheinlande nicht abstimmen lassen könnte, ob sie deutsch oder französisch sein wollten. Ich lachte über seine Frage und frug ihn, ob er denn die Taschenspieler-Abstimmung des Napoleon III. bei seiner Kaiserwahl, sowie bei der Annexation von Nizza und Savoyen nicht kennte, wo einfach von französischen Präfekten und Polizeiagenten die Stimmzettel eskamotiert und vertauscht wurden? Noch im Juni 1895 hat der sozialistische Gemeinderat von Paris beschlossen, — als Zeichen des Protestes gegen die Eroberung des Elsasses — zum Andenken des Elsässers Valentin, Präfekt von Straßburg während der Belagerung 1870, eine Straße in Paris nach ihm zu benennen. Diese Ehre ward dem tapfern Valentin zu teil, nachdem er im Frühjahr 1871 als Präfekt von Lyon, zur Zeit des Kommuneaufstandes in Paris, eine Anzahl von Sozialisten, die in Lyon einen Kommuneaufstand bezweckten, kriegsgerichtlich verurteilen ließ. Während unsere deutschen Sozialisten für Rückgabe des durch und durch deutsch-nationalen Elsasses sprechen, ehren die französischen Sozialisten einen ihrer bittersten Gegner als Zeichen ihrer Ansprüche auf das Elsaß!

Auch die Elsässer waren vor 1870 für die Wiedereroberung der Rheinlande, die im Auslande Exilierten sowohl

Digitized by Google

als die zu Hause. Letzteres bestätigte mir der Professor an der medizinischen Fakultät der Universität Straßburg, Küß, mit dem ich seit 1848 befreundet war, als ich ihn im Januar 1871 in der Mairie in Straßburg besuchte. Der arme Küß war Maire während der Belagerung und Beschießung und starb plötzlich infolge langer Aufregung in Bordeaux, wohin er vor dem Friedensschlusse und der Abtretung des Elsasses als elsässer Deputierter gesandt worden war und wo er für die Wahrheiten, die er da den Franzosen sagte, heftig angegriffen wurde.

Wenn aber Professor Küß auch gegen die Eroberung der Rheinlande war, so war er doch Franzose und gegen Wiedergewinn des Elsasses von seiten Deutschlands, weil, dies sind seine eigenen Worte: „Frankreich eine höher zivilisierte Nation als Deutschland wäre.“ Ich erwiederte ihm darauf, daß wenn es wirklich so wäre, was ich leugnete, sich die Elsässer die Genugthuung verschaffen sollten, uns zu zivilisieren. Er kannte eben das alte Mutterland nicht, wie alle seine Landsleute. Es ward ihnen im Verlauf der Zeit fremd geworden, sie wußten von der Geschichte Deutschlands, von ihrer eigenen frühern so interessanten elsässer Geschichte absolut nichts, ihre nächsten Nachbarn waren schwache, kleine Staaten, auf die sie mit Verachtung als Mitglieder einer großen Nation herabzusehen pflegten.

Ich sagte weiter oben, daß die nach dem Staatsstreiche exilierten Elsässer und Deutsch-Lothringer, die ich in England kannte, alle für die Eroberung der Rheinlande schwärmten. Ich kannte in London einen Elsässer, vor dem Staatsstreiche Mitglied der französischen gesetzgebenden Versammlung und exiliert, der im Exile die Kenntnis seiner deutschen Muttersprache benützte und darin, nebst dem französischen, Unterricht gab, um sich sein tägliches Brot zu verdienen. Als im Juli 1870

Digitized by Google

die Kriegserklärung in London bekannt wurde, rief dieser elsässer Exilierte in freudiger Aufregung in Gegenwart eines mir befreundeten Deutschen aus: „Hurrah! Maintenant nous aurons le Rhin!“ Er war ein verwegener Mann, der im Kriege 1870 und nach demselben in Frankreich eine bedeutende Rolle gespielt hat. Es war der oben erwähnte Valentin. Überhaupt waren während des Krieges 1870 und darauf die mir bekannten elsässischen Exilierten in England erbitterter gegen Deutschland, als die National-Franzosen. Mit letzteren stand ich, trotz der deutschen Siege, fortwährend auf freundschaftlichem Fuße, die ersteren hatte ich längere Zeit zu meiden.

Ich kann nicht umhin, hier an dieser Stelle von antideutschen, bis zu 1870 zu Frankreich gehörigen Deutschen ein bezeichnendes kurioses Exempel anzuführen, das unter meine persönliche Beobachtung gefallen ist. Ein nach dem Staatsstreiche exilierter deutsch-lothringischer Professor der französischen Sprache an einer hohen Lehranstalt in England, der auch in seiner deutschen Muttersprache gründlich bewandert war, in verschiedenen von ihm veröffentlichten französischen Schriften deutsche Werke reichlich benutzt hat, und welcher nach 1870 für Frankreich optiert hat, hatte einmal in den 60ger Jahren die Unverfrorenheit, auf einem Teile der nach englischem Gebrauche für seine Anstalt gedruckten, französischen Examenfragen und Aufgaben zur Übersetzung eine französische Übersetzung des schönen Gedichtes von Freiligrath „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt an Blüte“ unter seinem Namen und als seine eigene Poesie drucken zu lassen. Die Hauptpassagen aber des Gedichtes über die Knospe Deutschland ließ der Deutsch-Franzose ganz aus. Er wünschte nicht, daß „die Knospe Deutschland einmal Blume werde“. Freiligraths schöne Worte:

Digitized by Google

„Herr, Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!“

waren ihm nicht sympathisch, unterdrückte er, und doch bestahl er den deutschen Dichter. Es ist dies Beispiel ein Beweis, welchen Einfluß die französische Herrschaft auf den Charakter eines sonst durch und durch deutschen, biedern, braven Volksstammes gehabt hat.

Es waren nach meiner Ankunft in England noch drei russische Flüchtlinge in London wohnhaft, von denen zwei später nach der Schweiz übersiedelten, einer aber nach Rußland zurückkehren durfte. Es waren diese Michail Bakunin, Alexander Herzen und Golowin.

Bakunin habe ich schon in dieser Skizze erwähnt, wo von den Volksversammlungen in Baden im März 1848 die Rede ist. Er hat später eine Rolle beim Aufstand in Dresden gespielt und soll 1871 in Lyon einen Aufstand zu veranlassen versucht haben. Obgleich in Deutschland politisch-agitatorisch thätig, im Jahre 1848 in Verbindung mit Führern der politischen Bewegungen in Deutschland, war er ein eingefleischter Slave und soll über die Anwesenheit Deutscher beim panslavistischen Kongresse, wo die versammelten Slaven, um sich zu verstehen, die deutsche als die Verständigungssprache anwenden mußten — sehr aufgebracht gewesen sein. Was wollte Bakunin nun aber in Deutschland? Sein Auftreten daselbst ist mir ein Rätsel.

Alexander Herzen wohnte anfangs der 50ger Jahre in Paris, zur Zeit als ich noch da weilte. Er lebte da als grand Seigneur, als russischer Edelmann, ließ sich Monsieur le Baron, M. de Herzen titulieren, wie mir sein damaliger Hauslehrer, Professor M. Bocquet, später selbst mitteilte, der nach dem Staatsstreiche Instruktor in der englischen Kriegsakademie und nach dem Falle Napoleons Maire eines Pariser Arrondissements war.

Digitized by Google

Herzen schrieb in Paris in französischer Sprache eine Arbeit, die der deutsche Exilierte Friedrich Kapp, später Anwalt und bekannter Schriftsteller in New-York, der als deutscher Reichstagsabgeordneter gestorben ist, unter dem Titel „Vom andern Ufer" ins Deutsche übersetzt hat. In diesem Werke riet Herzen u. a. den Deutschen die Auswanderung nach Amerika an, da ihre alte Heimat über kurz oder lang von den Kosaken erobert und verjüngt werden würde. Deutschland, so meinte er, brauchte eine Beimischung frischen, gesunden, russischen Blutes. Wegen dieser seiner Verjüngungstheorie wurde Herzen später von Karl Blind in der deutschen und englischen Presse mit Energie und Erfolg angegriffen und geschlagen.

Von Paris siedelte Herzen nach London über, wo er ein gastfreies Haus hielt und Besuche von Angehörigen aller Nationalitäten, darunter auch von Deutschen, empfing. Er galt als ein im persönlichen Umgang sehr liebenswürdiger Mann. Ich suchte seine Bekanntschaft nicht wegen seiner panslavistischen, antideutschnationalen Grundsätze. Er war der eigentliche Gründer des Panslavismus, den er sehr lang in seiner in London publizierten russischen Zeitschrift „Kolokol" (d. h. die Glocke) gepredigt hat, ein Blatt, das von allen russischen Reisenden gierig gelesen ward. In dem französischen Flüchtlingsblatte „L'Homme", das auf der normännisch-englischen Insel Jersey erschien, warf Herzen einmal in einem Artikel die Frage auf: „Welches wird die Hauptstadt des künftigen, großen Slavenreiches sein? Wird es Berlin, wird es Wien oder Konstantinopel sein?" Rußland bis an die Elbe, war was er verlangte. Wenn dann Frankreich seine sog. Région française, das Rheinthal, beide Ufer, in Besitz nähme, was bliebe dann noch vom guten Deutschland übrig?

Digitized by Google

Herzen verfügte über bedeutende Mittel in England und lebte auf großem Fuße. Bakunin wohnte eine Zeit lang, glaube ich, unter seinem Dache. Während ich in London lebte, entspann sich einmal zwischen Herzen und dem oben angeführten russischen Flüchtlinge Golowin in London ein sehr heftiger Zeitungsstreit. Herr Golowin, ein flüchtiger russischer Edelmann guter Familie in Kleinrußland, der später wieder in die Heimat zurückkehren durfte, und den ich persönlich bei einem deutschen Exilierten, Dr. Däumler, kennen lernte, griff Herzen heftig in der englischen Presse an, erklärte, daß er weder russischer Edelmann, noch ein echter Russe sei, sondern der uneheliche Sohn eines reichen Russen Namens Jakobleff und einer deutschen Gouvernante Namens Herzen, deren Namen er trage. Er warf Herzen ferner vor, daß er in seinem englischen Buche, „Mein Exil in Sibirien" betitelt, die Leute glauben machen wollte, daß er nach Sibirien verbannt worden wäre, während er in Wirklichkeit einige Zeit nur in eine südrussische europäische Stadt verbannt worden sei und sehr angenehm und frei gelebt habe. Sein Exil wäre Schwindel. Herzen antwortete äußerst zahm auf Golowins Anklagen und versuchte nicht Golowins Behauptungen bezüglich seiner Abstammung, noch seines sog. Exiles zu widerlegen, noch zu leugnen. Was Golowin zu seinem Angriffe veranlaßte, ist mir nicht mehr klar in der Erinnerung. Ich glaube, es war die Behauptung Herzens, daß der Edelmann Golowin nur ein Kleinrusse, mit kleinrussischem Typus, er, Herzen, aber ein echter Großrusse sei, den großrussischen Typus tragend, sowie Herzens Ansprüche ein Repräsentant der sog. russischen Rasse, ein Vollblutrusse zu sein.

Trotz seiner Vergötterung des Russentums und Slaventums zog Herzen als Erzieher seiner Kinder Deutsche seinen slavischen Brüdern vor. Ähnliches ist der Fall in vielen russischen sowie auch in französischen Familien. Der verstorbene

Digitized by Google

Zar Alexander III. traute nur seinen deutschen Dienern, die ihn umgaben. So gewann auch Herzen die Dienste und die aufrichtige Devotion einer echt deutschen Frau. Fräulein Malwida von Meysenbug, wie ich glaube, die Tochter eines hessischen Ministers, eine treffliche, sehr begabte, idealistisch angelegte Dame, widmet sich mit Herz und Seele der Familie Herzens. Ehe sie in Herzens Haus eintrat, bot sie einem deutschen Exilierten in London ihre Hilfe an zur Aufklärung Deutschlands mittels politisch-litterarischer Arbeiten, die ihr Landsmann zur Zeit nicht annehmen konnte. Sie publizierte Verschiedenes u. a.: „Mémoires d'une Idéaliste."

Ehe ich mit obigen Erinnerungen an Alexander Herzen abschließe, möchte ich noch einige Bemerkungen daran knüpfen.

Alexander Herzen hätte doch wissen müssen, daß der bei weitem größte Teil des europäischen Rußlands von Menschen finnisch-tartarischer Rasse, nicht von Slaven bewohnt ist, die vor einigen hundert Jahren noch ihre tartarischen Sprachen, nicht slavisch sprachen. Die große Mehrheit der europäischen Russen gehört der arischen Rasse nicht an und ist mit dem Slaventum gar nicht verwandt, während die slavischen Stämme und Sprachen mit den europäischen Germanen, Kelten, Griechen und Lateinern eine Familie bilden. Was die Verjüngung deutschen Blutes durch russische Beimischung betrifft, so führe ich hier aus einem Berichte eines Korrespondenten des Londoner Blattes „The Standard" einige Beobachtungen an. Obiger Berichterstatter bereiste Rußland, um Land und Leute zu studieren und führte u. a. an, daß das einzige gesunde Element im russischen Staate, in den hohen und niederen Klassen, das deutsche Element wäre, hergeleitet von den Ostseeprovinzen und aus Deutschland eingewandert. Vertilgt dies Element — schrieb er — und der russische Staat verrottet. Er entwarf ein Bild der russischen Dörfer und der deutschen

Digitized by Google

Kolonien in Südrußland, vom Elend und Schmutz, von der Verſumpfung in tiefem Aberglauben und in Intoleranz in den erſteren, vom Wohlſtand, der Reinlichkeit, Ehrlichkeit und Bildung in den letzteren, die ihm bei ſeinem Betreten wie eine paradieſiſche Oaſe in einer Wüſte vorkamen. Er erklärte, daß Rußland ſeinen Grad von Ziviliſation, den es bisher erreicht, einzig und allein den Deutſchen verdanke und daß dieſe darum gerade in Rußland gehaßt wären. Vor kurzem las ich in der Zeitung die Nachricht, daß neun in der ruſſiſchen Provinz Cherſow von Deutſchen gegründete und von ihren Nachkommen bewohnte Dörfer an Stelle der deutſchen ruſſiſche Namen erhalten haben. Es klingt dieſe Nachricht beinahe komiſch. Aber warum taufen die Ruſſen nicht Kronſtadt und Petersburg um? Warum verleugnen ſie Rurik und ſeine germaniſchen Normannen, die Gründer ihres Reiches nicht?

Ich wünſche Rußland von Herzen eine freiheitliche Entwicklung. Eine ſolche aber wird durch eine panſlaviſtiſche Propaganda nicht gefördert, ja gehemmt. Eine freiheitliche Entwicklung würde ein Segen für Europa, die Welt ſein. Aber ein Koſakenregiment, eine Verjüngungstheorie à la Herzen wäre ein Unheil für die Menſchheit ſowie für Rußland ſelbſt. Rußland ſoll erſt etwas aus ſich ſelbſt machen, ehe es ſeinen Einfluß auf gebildete Staaten ausübt. Was hat es denn bis jetzt für die Ziviliſation gethan? Der Grad der Ziviliſation, den es beſitzt, iſt nicht ruſſiſchen Urſprungs oder nur Firnis. „Grattez le Russe et vous trouvez le Tartar.“ Nur die Völker, die zu der geiſtigen Entwicklung der Menſchheit beigetragen und beitragen, die Entdeckungen machten und machen, die den Fortſchritt derſelben gefördert und fördern, haben eine Zukunft der Kultur.

Es iſt eine traurige Thatſache, daß, während in Frank-

Digitized by Google

reich, England, Rußland, Ungarn alle Volksklassen, von den höchsten bis zu den niedrigsten, alle politischen Parteien, die sozialdemokratischen eingeschlossen, in erster Reihe national-patriotisch sind, während die Polen, Dänen, Tschechen, Südtiroler u. a. zähe an ihrer Nationalität festhängen, stolz darauf sind, — die Kinder Germaniens gar oft von ihrer Mutter nichts wissen wollen, sie verleugnen, dem Fremden huldigen und dienen. Kein Volk hat so viele unpatriotische Kinder produziert als das deutsche. Allerdings haben in Deutschland selbst die Regierungen viel dazu beigetragen, in deren Augen deutscher Sinn, das Streben, einem einigen Deutschland anzugehören, bis vor kurzer Zeit als Verbrechen galt und bestraft worden ist. Allerdings hat auch das Kleinstaatentum einen bösen Einfluß ausgeübt. Die Kinder der kleinen Staaten fühlten sich nicht als Deutsche, sondern als Badener, Hessen, Württemberger, Bayern, Sachsen. Von den schlechten, das Vaterland verleugnenden Deutschen, die ich im Auslande kennen gelernt habe, kamen alle von deutschen Kleinstaaten. Die von Preußen fühlten sich zwar nicht als Deutsche, aber als Preußen, und waren stolz auf ihr Vaterland, und so sehr ich Ursache hatte, den Preußen zu grollen, die im Jahre 1849 gegen uns in Baden auftraten, die Bewegung niederwarfen und mich, wie viele andere ins Exil trieben, so mußte ich doch anerkennen, daß sie allein unter den deutschen Staatsangehörigen Nationalgefühl besaßen und unsern süddeutschen Preußenhassern möchte ich die Frage stellen: „Was wäre aus Deutschland geworden, wenn 1813 und 1815 Preußen nicht gegen Napoleon aufgestanden wäre?“ Die Rheinbundländer waren alle schon fast verwelscht. Ich spreche hier von meinen Beobachtungen in den 50ger und 60ger Jahren. Seit 1870 giebt es ein Deutschland und giebt es Deutsche im Auslande.

Digitized by Google

Die politischen Exilierten der 30 ger und 40 ger Jahre fanden ihre Landsleute im Auslande ebenso undeutsch, ja womöglich noch undeutscher als die in der Heimat. Der seiner Zeit bekannte Flüchtling und Dichter Harro Harring, welcher, aus Frankreich verwiesen, im Jahre 1834 nach London kam und daselbst 1835 eine Gedichte-Sammlung „Die Möwe" betitelt, herausgab, widmete auch seinen Landsleuten in England ein Gedicht, von dem ich hier einige Strophen anführen will, nicht wegen ihres poetischen Wertes, der gering ist, sondern weil sie ein Bild der Deutschen jener Jahre entwerfen:

„Ein Spanier, Franzose, Britte,
Trägt Volkstum in männlicher Brust,
Ein Pol' ist bei jeglichem Schritte,
Der Würde des Volks sich bewußt;
Ein Ungar, ob fern seinem Lande,
Fühlt immer mit Recht seinen Wert,
Den Stolz aller heiligen Bande,
Wodurch er sein Vaterland ehrt!

Ein Deutscher im Ausland gar ehrlich,
Gar sprichwörtlich bieder und brav;
Der findet das Volkstum beschwerlich,
Und ist im Bewußtsein gar schlaff.
Sich als Deutschen zu zeigen mit Ehren,
Von Vaterlandsliebe durchglüht,
Das würd' im Geschäft ihn ja stören,
Und brächte wohl wenig Profit!

Ein Deutscher muß erst sich besinnen,
Weß Volkes er eigentlich sei?
Und nennt sich, um Geld zu gewinnen,
Aus Lappland und aus der Türkei!
Will Engländer sein an Toilette,
Durchaus nach dem Modejournal;
Denkt mehr an Krawatt' und Manschette,
Als an seines Vaterlands Fall." u. s. w.

Digitized by Google

Von großem Einfluße auf das Erwachen des deutschen Nationalgefühls, auf die Entwicklung deutschen Lebens in England waren die Jahre 1848/49. Die Bewegungen dieser Jahre hatten nicht nur die Universitäten, sondern das ganze Volk ergriffen. Infolge der auf 49 folgenden Reaktion in Deutschland wurden der Londoner deutschen Kolonie Elemente zugeführt, die ein neues, deutsch-nationales Leben in ihre Adern gossen. Es waren gerade die Verbannten, die in England unter ihren Landsleuten zuerst das deutsche Bewußtsein weckten. Hierüber werde ich später noch einiges berichten.

* * *

Nachdem ich in London mich über meine Aussichten genau orientiert hatte — wandte ich mich mit schwerem Herzen von der Ausübung der Medizin, deren Studium ich so viele Jahre gewidmet, — zum Lehrfach. Ich ging mit festem Willen an die Ausführung meines neuen Lebensplanes und es gelang mir. Ich lehrte Naturgeschichte, Physiologie mit Hygiene, Geschichte, Sprachen mit Litteraturgeschichte, bereitete junge Männer für Universitätsprüfungen vor, und in kurzer Zeit war ich Lehrer in einer Zahl großer Sekundärschulen (Gymnasien) von London.

Sobald ich mich entschlossen hatte der Ausübung der Medizin zu entsagen, so suchte ich durch Promotion an einer philosophischen Fakultät mir gleichsam einen Paß für das Gebiet der Erziehung zu erringen. Ich wandte mich mit Anfragen an mehrere britische Universitäten, worin ich mich bereit erklärte, mich für Zulassung zur Promotion in der sog. Faculty of Arts zu einem Examen zu stellen. Überall aber verlangte man Beobachtung einer vorgeschriebenen Studienzeit mit Residenz an der Universität. Die kurz vorher gegründete Universität London zog damals vorerst nur junge Leute an und errang sich erst allmählich ihre hohe Stellung. Da wandte

Digitized by Google

ich mich, anfangs 1854, an die Universität Tübingen. Diese ließ ohne Zögern mich zur Promotion in der philosophischen Fakultät zu und, nachdem sie mir in Anbetracht meiner vorhergegangenen Prüfungen, meiner Diplome von gelehrten Gesellschaften und meiner langen Studien in Deutschland und Frankreich das Vorexamen erlassen, erteilte sie mir im Mai 1854, auf Grund einer zu dem Zwecke verfaßten Inaugural-Dissertation, einer größeren Originalarbeit „Über die Lagen der fossilen Insekten" das Diplom eines Doctor philosophiae und eines Magister Artium Liberalium. Obige Arbeit erschien bisher noch nicht im Drucke. Diese Ehre von seiten einer der ersten und angesehensten Hochschulen Deutschlands — an der mein Vater schon promoviert — hat auf meine neue Berufswahl und Thätigkeit auf dem Felde der Erziehung in England einen sehr großen Einfluß geübt und mich angetrieben, die erhaltenen philosophischen Sporen wohl zu verdienen.

Das eifrige Studium der englischen Sprache setzte mich bald in den Stand, mich an dem damals einzigen Erziehungsblatte, „The Educational Times", Organ des College of Preceptors, mit Artikeln und Rezensionen zu beteiligen und bis Ende 1883 gehörte ich zum Redaktions-Ausschuß dieses Blattes im Council des College of Preceptors. Ich beteiligte mich ebenfalls an den damals im College of Preceptors üblichen Konferenzen und Diskussionen über Erziehungsfragen.

Schon in den ersten Jahren meiner Mitwirkung an der Educational Times erschien, nebst kleineren Beiträgen, eine Reihe größerer Arbeiten von mir, von denen hier nur einige angeführt werden, um die Wege und Mittel anzudeuten, mit welchen ich mir eine Stellung in meinem neuerwählten Berufsfache in England zu erringen strebte. Die späteren Bei-

Digitized by Google

träge aufzuführen würde zu weit führen. Es verdient vielleicht nur noch hier angeführt zu werden, daß für alle meine Arbeiten in obengenanntem Blatte von Anfang an ich stets auf Honorare verzichtete.

Meine erste größere Arbeit von zwölf Kolonnen erschien schon in den Monaten März und April 1855 und ist eine Geschichte des Studiums der Naturwissenschaften überhaupt, mit besonderer Rücksicht auf die Arbeiten der deutschen Akademia Leopoldino-Carolina.

Im September 1857 erschien eine Abhandlung über Corporal Punishment in Schools (körperliche Strafen in Schulen). Es war dieses eine Replik auf eine Verteidigung der damals in englischen Schulen noch sehr vorherrschenden körperlichen Strafen. Meine Streitschrift gegen diese Strafe, vom physiologischen und psychologischen Standpunkte behandelt, machte zur Zeit Eindruck und wurde selbst in englischen Kolonien u. a. in Upper Canada abgedruckt.

Im Januar und Februar 1858 erschien von mir eine fünfzehn Kolonnen starke Abhandlung über die Erziehung in China.

Nebst obigen größeren Arbeiten erschienen von mir außer zahlreichen kleineren Bücherrezensionen, zwei größere Kritiken, die wohl hier eine Erwähnung verdienen, da es größere, unabhängige Dissertationen sind. Die erstere vier Kolonnen starke (April 1860) ist über folgendes Werk von John Robson B. A., später Sekretär von London University College: „Constructive Latin Exercises, based on a System of Analysis and Synthesis“, ein heute noch populäres Schulbuch. Die zweite Rezension (März 1861), vier Kolonnen stark, ist mehr eine Abhandlung über das bekannte Werk: „Management of Infancy, Physiological and Moral“ von dem berühmten Edinburger Leibarzt der

Digitized by Google

Königin, Dr. Andrew Combe, herausgegeben von Sir James Clark, Leibarzt der Königin und Senator der Universität London.

Ich begann meine höhere Wirksamkeit als Schulmann mit dem ebengenannten College of Preceptors, erst als dessen Examinator und bald als Mitglied des Senates. Ich wurde darauf Examinator an der Universität London, und bald Professor an der Königlichen Militär-Akademie. Ich gab nun jeden Unterricht an andern Anstalten und privater Art auf und widmete meine Zeit ausschließlich den drei ebengenannten Institutionen, Schulprüfungen und litterarischen Arbeiten. Nur einmal machte ich eine Ausnahme von meinem Vorsatz, als mir im Frühjahr 1871 eine Litteraturklasse in der Familie des Herzogs von Argyll angeboten wurde. Der Herzog ist einer der hervorragendsten Staatsmänner und zugleich ein eminenter Naturforscher und Schriftsteller, er war wiederholt Staatsminister und steht mit der Königin in naher Verwandtschaft durch die Heirat seines ältesten Sohnes, des Marquis von Lorne, eine Zeit lang Statthalter von Canada, mit der königlichen Prinzessin Louise. In der Argyll-Familie während ihres Aufenthaltes in London hatte ich eine Klasse für deutsche Sprache, Litteratur und Litteraturgeschichte, vom Februar im Jahre 1871 bis Ende April 1878, an welcher fünf Töchter des Herzogs teilnahmen, welche, ehe sie in meine Klasse traten, einen gründlichen Vorunterricht von ihrer vortrefflichen Hauslehrerin erhalten hatten. Letztere, Miß Georgina E. Johnstone, ist eine der gebildetsten und gelehrtesten Frauen Englands. Bei einer tiefen und umfassenden allgemeinen Bildung, bei großer poetischer Gabe ist sie nicht nur eine gründliche Kennerin der deutschen, italienischen und französischen Sprachen und Litteraturen, sondern ist auch bewandert im Lateinischen, Griechischen, Hebräischen,

Digitized by Google

Spaniſchen, Däniſchen und der Sanskritſprache. Eine Cantate von ihr „Agnes of the Sea“ wurde ins Deutſche überſetzt. Die Liebenswürdigkeit, das Talent, der Fleiß und die Fortſchritte der Ladies Campbell, meiner Schülerinnen, machten dieſen Unterricht zu einem wahren Genuß, zu einer erheiternden Erholung für mich. Als ich meinen Kurs in der Familie ſchloß, erhielt ich von der hochbegabten Herzogin, der Jugendfreundin der Königin Viktoria, eine ſo gründliche Kennerin der deutſchen Sprache, daß ſie ſelbſt Hebels allemanniſche Schriften las, ein herzliches Dankſchreiben, welches von den letzten, vielleicht der letzte der Briefe der edlen Frau iſt, denn ich erhielt den Brief, den ſie am Tage ihres ſo plötzlichen, unerwarteten, allgemein beklagten Todes ſchrieb, durch die Poſt am Tage nach dieſem erſchütternden Ereigniſſe — gleichſam von jenſeit des Grabes. Die Herzogin von Argyll war eine der merkwürdigſten Frauen Großbritanniens, ausgezeichnet nicht nur durch hohe Gaben des Geiſtes und Herzens, ſondern auch durch eine außerordentliche Charakterſtärke. Sie war eine Frau zum Regieren geboren, vom echten Holz der alten Familien, die durch Kraft, Weisheit und Kühnheit ſich zur Führerſchaft ihres Volkes aufgeſchwungen.

Da die drei genannten Inſtitutionen gleichſam auf meiner litterariſchen Laufbahn Stationen bilden, die ich als ein Erzieher in den erſten acht Jahren meiner Niederlaſſung in London erreicht habe, ſo folgen hier einige eingehende Worte über meine Stellung in denſelben, ſowie auch über die Deutſchen wenig oder gar nicht bekannten Anſtalten ſelbſt.

Das College of Preceptors of England wurde 1846 gegründet und 1849 erhielt es den Stiftbrief als königliche Korporation. Der vollſtändige Titel dieſer Inſtitution iſt Royal College of Preceptors und in den erſten Dezennien nach der Stiftung war er im Gebrauch. Da aber bei dem

Digitized by Google

in England bestehenden Gebrauch der Initialen der Gesellschaftstitel die des Royal College of Preceptors ganz dieselben sind als die vom Royal College of Physicians, so wurde der Titel Royal, zu dem das College of Preceptors berechtigt ist, weggelassen. Der Zweck der Anstalt ist: 1) Bildung und Prüfung von Lehrern und Lehrerinnen, 2) Prüfung und Inspektion von Sekundär-Schulen. Es war dies die erste Institution in England, welche obige Prüfungen, und ebenso die erste, welche Professuren der Erziehungswissenschaft und Kurse von Vorlesungen über diesen Gegenstand einführte. Von einer kleinen Korporation wuchs das College allmählich zu einer sehr einflußreichen Anstalt heran, mit einer stets zunehmenden Anzahl von Mitgliedern, Schuldirektoren und Lehrern von Sekundärschulen, und mit über 5000 Sekundärschulen, von der Anstalt regelmäßig examiniert und inspiziert.

Im Sommer 1895 gründete das College of Preceptors ein sog. Training College for Teachers in Secondary Schools (Non Residential), eine Anstalt, in der Lehrer von Sekundärschulen von bewährten Fachmännern in der Theorie und Praxis des Lehrens herangebildet werden. Der Direktor der neuen Anstalt ist: Dr. J. J. Findlay, Mag. Art. Lib. der Universität Oxford und Doctor Philosophiae der Universität Leipzig.

In dieser Institution begann ich meine Laufbahn als Erzieher. Im Frühjahr 1854 als Mitglied aufgenommen, wurde ich im Frühjahr 1855 Examinator von Lehrern und Schülern, abwechselnd in Naturgeschichte, Physiologie, Deutsch, gelegentlich Französisch prüfend. Die ersten sieben Jahre examinierte ich ohne Anspruch auf Honorar.

Zur Zeit als ich zum Examinator im College of Preceptors ernannt wurde, starb mein Vater, Dr. Schaible in Offenburg. Der Vater sehnte sich den Sohn noch einmal

Digitized by Google

zu sehen, der Sohn den Vater. Das grausame Schicksal wollte es aber nicht. Es war dies die härteste Probe des Schicksals, die mir auferlegt wurde. Die Trennung von seinem Sohne, die Zerstörung seiner für diesen gebildeten Zukunftspläne, trugen in hohem Grade zu seinem frühzeitigen Tode bei. Tief und schmerzlich brannten sich folgende Worte in meine Seele ein, welche Geheimer Hofrat Dr. Schneider, Oberamtsphysikus in Offenburg in seinem am 12. Juni 1855 veröffentlichten Nekrologe von meinem Vater sagt: — „Leider sind auch über ihn die trüben Tage des Kummers und Jammers hereingebrochen; denn tief erschütternde Ereignisse haben auch ihm namenloses Wehe bereitet. Es giebt ein Leiden, das sich weder in Worten noch in Thränen ausspricht und den Körper selbst des Starken durch seine entsetzliche Wucht an die Grenzmarke des Lebens drängt." Nach des Vaters Hinscheiden legte man wieder Beschlag auf den väterlichen Erbteil des Sohnes. Aus Frankreich verwiesen, heimatlos, konnte ich mich nicht einmal den Grenzen des Vaterlandes nähern. Da kam mir England zum zweitenmale zu Hilfe. Die Regierung bewilligte mir das englische Staatsbürgerrecht, und mit englischem Schutzbriefe reiste ich durch das mir verschlossen gewesene Frankreich an das damals französische linke Rheinufer, um von dem Straßburger Dome hinüber in die Heimat zu blicken.

Im College of Preceptors wurde ich seit meiner ersten Wahl 1855 bis zu meiner Rückkehr in die Heimat 28 mal hintereinander zum Examinator gewählt. Die Examinatoren nämlich werden jedesmal nur auf ein Jahr gewählt. Im Jahre 1857 erhielt ich vom College das Diplom eines Licentiaten und im Jahre 1858, am 7. April, wurde ich zum Mitgliede des höchsten und leitenden Rates erwählt. Ich war der erste Ausländer in diesem Rate, in welchem ich bis

Digitized by Google

zu meiner Heimkehr saß, nachdem ich 7 mal wieder erwählt ward. In diesem Rate fungierte ich wiederholt als Mitglied der Ausschüsse für „Erziehung", für „Redaktion der Educational Times" und des „litterarischen Ausschusses". Im Jahre 1861 ernannten mich die Mitglieder einstimmig zum Ehren-Fellow, dem höchsten Grade des College und auch diese Ehre wurde in meinem Falle zum erstenmale einem Fremden erteilt. An den im College gehaltenen Vorlesungen und Diskussionen beteiligte ich mich ebenfalls, bei einigen hatte ich den Vorsitz und mehrere meiner Vorlesungen sind in der Educational Times und nachträglich in besonderer Ausgabe im Druck erschienen.

Meine Stellung im College of Preceptors, sowie meine litterarischen Arbeiten führten mich weiter auf meiner neuen pädagogischen Laufbahn, auf der ich aber nie meiner alten Liebe, meines alten Berufsfaches vergaß und teils als Examinator, teils als Schriftsteller mit demselben in steter und treuer Verbindung blieb.

Im Jahre 1860 erschien von mir ein pädagogisches Werk, das von der englischen Presse und eminenten Schulmännern gut aufgenommen wurde: „Exercises in the Art of Thinking and Composition". Diese Elementarlogik verschaffte mir einen Platz in der Reihe pädagogischer Schriftsteller und trug nicht wenig zu meiner unmittelbar nach ihrer Publikation erfolgten Wahl in der University of London und später in der Royal Military Academy bei.

Die University of London, gegründet im Jahre 1838, ist keine Institution im deutschen Sinne. Sie besteht in einem Senat von 38 in der Wissenschaft und Gesellschaft hochstehenden Männern, in 60 Examinatoren und in Examinierten, d. h. Graduierten, welche in 4 Fakultäten geteilt sind, nämlich die des Rechts, der Medizin, der freien Künste, der

Digitized by Google

Naturwissenschaften. Die Graduierten bilden die sog. Convocation, eine Universitätskammer und wählen einen Vertreter für das englische Parlament. Die Diplome dieser Universität stehen am höchsten in Großbritannien, was wissenschaftlichen Wert betrifft. Mit der Universität stehen in Verband etwa 40 Institutionen, welche lehrende Universitäten mit mehr oder weniger Fakultäten, nach Art der französischen Akademien, sind, und deren Schüler von der Universität London geprüft werden. Diese konföderierten Lehrkörper befinden sich nicht nur in London und der englischen Provinz, sondern auch in den englischen Kolonien und Ostindien. Die Universität London läßt überdies noch solche Kandidaten zu ihren Prüfungen zu, die keinerlei Anstalten besucht haben, mit Ausnahme jedoch der medizinischen Examen.

Die Universität London ist das höchste Erziehungsinstitut Großbritanniens und die Stelle eines Examinators darin die höchste, die ein Gelehrter im Lehrfache erreichen kann. In dieser Institution wurde ich vom Senate im April 1860 aus der Mitte einer Anzahl hochstehender Kandidaten, zum Examinator in der deutschen Sprache und Litteratur gewählt. Die deutsche und französische Sprache gehören zu den vorgeschriebenen Fächern für das sog. Matrikulations-Examen, das erste und zweite Baccalaureus Artium Liberalium, das erste und zweite Baccalaureus Artium Liberalium „for Honours“ und das Doctor of Literature-Examen. Eine Kenntnis der deutschen Litteratur und Litteraturgeschichte wird schon für das höhere Baccalaureats-Examen in der Fakultät der Artium Liberalium verlangt. Für den höchsten Grad in dieser Fakultät, den eines Doctor of Literature, ist eine Kenntnis nicht nur der modernen deutschen Litteratur, sondern auch von Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch und historischer Grammatik vorgeschrieben und wird eine Kenntnis des Gotischen erwartet.

Digitized by Google

Ein Examinator in der University of London muß jedes Jahr neu gewählt werden und muß, nach den Gesetzen der Institution, nach fünfjährigem Dienste abtreten. Er kann aber nach Abwesenheit von einigen Jahren wieder wählbar sein. Ich fungierte in der Universität von 1860 bis 1865. Ich meldete mich erst wieder in 1877 und wurde seitdem jedes Jahr wieder gewählt, im ganzen zehnmal. Ich hatte während meiner ersten Dienstperiode Gottfried Kinkel als Kollegen.

Der Senat sowohl als der Stab der Examinatoren der Universität London enthielt zu meiner Dienstzeit eine Anzahl in England, teils auch im Auslande berühmter Männer. Kanzler war damals der verstorbene Earl Granville, Leiter der liberalen Partei im Lordshause und Ministerpräsident. Im Senate saßen u. a. Männer wie Faraday, der Historiker George Grote, der Finanzminister Robert Lowe, später zum Viscount Sherbrooke erhoben, der Historiker Lord Acton, ein Freund Döllingers, der Finanzminister Goeschen, der bekannte Physiologe Professor W. B. Carpenter. Unter den Examinatoren hatte ich, unter anderen englischen Berühmtheiten, als Kollegen die Professoren Tyndall und Huxley und meinen Freund und Landsmann Gottfried Kinkel.

Mit mehreren der Genannten traf ich in Privatkreisen zusammen. So speiste ich im Hause Professor Carpenters mit Earl Granville, George Grote, Lord Sherbrooke. Vom gesamten Senate ward ich aufgefordert, Vorschläge über künftige Examenpläne vorzutragen.

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle das traurige Ende meines oben genannten Freundes Professor Carpenter anzuführen. Er erhielt beim Gebrauche eines Dampfbades solche Brandwunden, daß er infolge derselben starb. Ich habe in meiner Schrift über die höhere Frauenbildung in

Digitized by Google

Großbritannien (S. 180) seiner und seiner edlen Schwester Erwähnung gethan.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier die Namen aller englischen Gelehrten anführen wollte, mit denen ich in nähere Beziehungen getreten bin. Ich kann mich indes nicht enthalten, drei anzuführen, da mich besondere Veranlassungen mit ihnen bekannt machten. Dem berühmten Faraday und dem bekannten Botaniker Lindley überreichte ich im Namen der Universität Basel, besonders beauftragt von Professor Schönbein, die Ehrendiplome, die die Universität zur Zeit ihres 400jährigen Stiftungsfestes 1859 obigen Gelehrten zu verabreichen beschlossen hatte. Mit Sir Richard Owen, dem berühmten Paläontologen, trat ich in nähere Beziehung, indem ich für seine wissenschaftlichen Arbeiten ihm Übersetzungen aus deutschen Werken — ohne Honorar natürlich — machte. Er empfahl mich zur Zeit meiner Bewerbung um die Stelle in der Kriegsakademie in Woolwich dem Rat für Militärerziehung im Kriegsministerium.

Im Jahre 1862 wurde ich Mitglied des Lehrerstabes der Royal Military Academy in Woolwich. Mit dieser Anstellung wurde der deutsche Exilierte ein permanenter englischer Staatsdiener. Die Akademie ist eigentlich eine militärische Hochschule. Das Alter der Kadetten, die als Artillerie- und Genie-Offiziere herangebildet werden, ist das deutscher Universitätsstudenten. Das Einlaßexamen ist ein Konkurrenz-Examen. Am Anfange jedes Semesters werden nur 40 junge Männer als Kadetten zugelassen, welche von einer oft selbst bis zu 300 steigenden Zahl von Mitbewerbern ausgewählt werden. In der Anstalt, deren Kurs zwei Jahre und ein halbes währt, hat der Kadett 5 strenge Prüfungen zu bestehen. Zu meiner Zeit war Professor Max Müller von Oxford Examinator im Deutschen. Der Kadett, der mit 6 Prüfungen

Digitized by Google

den Kurs nicht beendigen kann, muß die Anstalt verlassen. Es sind im Plane obigen Studienkurses inzwischen einige Änderungen eingeführt worden. Nach dem Schlußexamen sind die Kadetten Offiziere entweder in der Artillerie oder dem Genie. Die beiden in der Anstalt gelehrten modernen Sprachen sind deutsch und französisch, in welchen Sprachen schon im Zulassungsexamen geprüft wird. An der Spitze eines jeden Unterrichtszweiges in der Anstalt steht ein für sein Fach verantwortlicher Professor, unter ihm arbeiten sog. Instruktoren. Der Unterricht in meinen vorgerückten Klassen bestand in höherem Studium der deutschen Sprache und ihrer Litteraturgeschichte, verbunden mit militärischer Lektüre und Aufsätzen über historische, topographisch-geographische, militärische und selbst hygienische Gegenstände. In dieser Anstalt war ich erst Instruktor und dann seit 1870 das Haupt meiner Abteilung mit dem mir vom Staate verliehenen Titel „Professor". Den Titel Professor, vom Staate verliehen, besitzen in England nur die Häupter von Abteilungen in den wenigen höheren Bildungsanstalten Großbritanniens, welche unter Staatsdirektion stehen. Außer diesen trägt diesen Titel, nicht vom Staate, sondern vom Senate der Anstalt selbst verliehen, eine beschränkte Anzahl von Universitätslehrern — von denen die meisten an den älteren Universitäten Magister heißen. An Sekundärschulen giebt es keine Lehrer mit dem Titel Professor. In England wird ein den Titel Doktor besitzender Gelehrter vorzugsweise mit diesem bezeichnet, auch wenn er den Titel „Professor" hat. Nach einem im Jahre 1870 erlassenen Gesetze dauerte die Dienstzeit eines Instruktors und Professors in der Royal Military Academy nur 6 Jahre und mußte nach Ablauf derselben eine Neuwahl stattfinden. Infolge dessen wurde ich bis zu meinem Rücktritt wiederholt zum Professor gewählt.

Digitized by Google

Während meiner 21jährigen Dienstzeit ist eine große Zahl von Offizieren der Artillerie und des Genie durch die Kriegsakademie gegangen, unter denselben der königliche Prinz Arthur, Herzog von Connaught. Viele von meinen Schülern schlummern schon in fernen Ländern, in Indien und Afrika, den Tod der Braven. Auch sie verdienen die unvergängliche Grabschrift, die Alfred Tennyson in seinem schönen Gedichte der berühmten leichten englischen Brigade von Balaklava in der Krim gewidmet:

„Theirs not to make reply,
„Theirs not to reason why,
„Theirs but to do and die."

(„Folg' fest nur dem Gebot,
„Prüf's nicht in höchster Not,
„Vollführ's bis in den Tod.")

Im Jahre 1872 wollte das Schicksal, daß der Sohn des Mannes unter meine Autorität gestellt ward, unter dessen Regierung ich aus Frankreich verwiesen wurde. Der Prinz Louis Napoleon, Enfant de France, war nun ein Schicksalsgenosse. Prinz Napoleon trat nicht nach einem schweren Konkurrenzexamen in die Akademie, wie die andern, sondern als Gast und auf Befehl der Königin. Es war jedoch bestimmt worden, daß er in drei Fächern ein Eintrittsexamen machen sollte: in Mathematik, Englisch und Deutsch. Ich war beauftragt, ihn in letztem Fache zu prüfen. In der Mathematik fiel er gänzlich durch, im Englischen bestand er. Ein Durchfall im Deutschen, also in 2 von den 3 Fächern hätte die Autoritäten hinsichtlich der Zulassung in sehr große Verlegenheit gesetzt. Man wartete daher etwas unruhig auf meinen Bericht. Dieser aber fiel verdientermaßen sehr günstig aus und in einigen Tagen war der Prinz in

Digitized by Google

meiner Klasse als mein Schüler. Er war talentvoll, besaß eine rasche, leichte Auffassung und eine für sein Alter ganz außerordentliche eiserne Ausdauer. Damit verband er großen Fleiß, immer wache Aufmerksamkeit und strikten, exemplarischen Gehorsam in der Klasse. Gegen mich bewies er stets die größte Liebenswürdigkeit, obschon er meine patriotisch-deutsche Gesinnung wohl kannte, und trotzdem daß zur Zeit das Unglück seines Hauses noch frisch an seinem Herzen nagte. Der Prinz sprach geläufig deutsch und sagte oft zu mir, „ich liebe die deutsche Sprache sehr". Als er nach vollendeten Studien die Akademie verließ, schenkte er mir sein Porträt mit Unterschrift.

Unter talentvollen jungen Leuten, älter als er und in allen, aber besonders in mathematischen Studien ihm anfangs weit überlegen, arbeitete er mit erstaunlichem Fleiße seinen Weg vom letzten Platze in der untersten Klasse aufwärts, und war am Ende seines Studienkursus in der Kriegsakademie, kraft eines ganz unparteiischen Konkurrenzexamens, der 7. unter 37 Kandidaten für Offizierstellen in dem Genie- oder Artilleriekorps. Daß er, nebst obigen Soldateneigenschaften, auch Mut besaß, bewies sein trauriges Ende. Aber schon vor diesem legte er einmal eine Mutprobe in der Kriegsakademie ab, die vielleicht hier einen Platz verdient, da sie einen frühen Charakterzug des jungen Mannes darbot. Nachdem ein Feuer am 1. Februar 1873 das ganze Mittelgebäude der Anstalt und darin meinen Lehrsaal nebst Teil meiner Bücher und einigen für den Druck vorbereiteten Manuskripten von mir vernichtet hatte, war Napoleon nach Erlöschen des Feuers im Begriffe, einem Klassendiener in meinen Lehrsaal zu folgen, um von meinem Eigentum noch retten zu helfen, was nicht zerstört war. Dieses war ein höchst gefährliches Unternehmen wegen fortwährend herabfallender

Digitized by Google

Steine und Gebälke, und nur seine Umgebung zwang den Prinzen, von seinem Vorhaben abzustehen.

Es scheint mir hier am Platze zu sein, noch einige Worte über das traurige Ende des Prinzen Napoleon beizufügen.

Nach Ausbruch des Zulukrieges im Jahre 1879 begab sich Prinz Napoleon nach Südafrika, um am Kriege teilzunehmen. Sein Zweck war offenbar, in Frankreich Eindruck zu machen. Es war ein politischer Schritt, denn die Zulufrage konnte für ihn kein Interesse haben. Er hätte Gelegenheit gehabt, sich an einem viel interessanteren, vom militärischen Standpunkte wichtigeren englischen Feldzuge zu beteiligen, dem letzten Kriege gegen Afghanistan, allein davon hielten ihn politische Rücksichten ab. Er wollte Rußland, den Grenznachbarn von Afghanistan, nicht beleidigen, das damals mißtrauisch und argwöhnisch auf Englands Vorgehen blickte. Der junge Prinz hatte offenbar damals schon eine künftige Annäherung an Rußland im Sinne. Der Oberbefehlshaber des englischen Heeres, der königliche Herzog von Cambridge, hat dem damaligen Kommandanten der englischen Truppen in Südafrika eindringlich anempfohlen, auf den Prinzen ein scharfes Auge zu richten, da er zu tollkühnen Streichen geneigt wäre.

Ein solcher tollkühner Streich führte seinen Tod herbei. Einige Tage vor seinem unglücklichen Ende war er mit Not den Assegays der Zulus entkommen. Er ließ sich aber dadurch nicht einschüchtern. Am 1. Juni kommandierte er mit einigen Soldaten der Kapkolonie, nicht von den königlich englischen Truppen, eine Rekognoszierung, wobei ihn ein Offizier der englischen Armee als Freiwilliger begleitete. Ganz gegen alle Regeln militärischer Vorsicht, stiegen sie von ihren Pferden und lagerten im Feindesland an einer mit über 6 Fuß hohem Grase bewachsenen Stelle, ohne Ausstellung von Posten. Das

Digitized by Google

Gras erreicht in jenem Lande eine erstaunliche Höhe. Da wurden sie plötzlich, ungewarnt, von einer Schar Zulus überfallen, eine mutige herkulische Rasse, die aus dem hohen Grase auf sie eindrangen. An Aufstellung, Sammlung, gemeinsamen Widerstand gegen die Übermacht war nicht zu denken. Da hieß es sauve qui peut. Alle rannten nach ihren grasenden Pferden, schwangen sich auf sie und galoppierten, ohne sich umzusehen, davon. Prinz Napoleon war der beste Reiter der Kriegsakademie gewesen. Als er aber auf sein Pferd sprang, riß der Sattelgurt, und der Sattel mit dem Reiter glitt herunter. Ehe er auf das sattellose Pferd sich schwingen konnte, standen schon Zulus vor ihm mit ihren Assegays, eine Art von Schwertspeer. Er floh nicht, konfrontierte sie und verteidigte sich brav mit seinem Säbel, sank aber bald von vielen Stichen in die Brust durchbohrt nieder.

Des hohen Grases wegen wußte niemand von der Begleitung des Prinzen, daß dieser zurückgeblieben war, da sie sich im Grase nicht sehen konnten. Sie glaubten alle, daß er mit ihnen entronnen wäre, was auch der Fall gewesen wäre, wenn er, ohne einen Augenblick zu verlieren, auf seinem Pferde hätte davon reiten können. Wäre der Überfall auf offenem Felde geschehen, so hätte man mit Fug und Recht sagen können, daß er im Stiche gelassen worden sei. Der große Fehler war, keine Posten auszustellen und inmitten des nahen Feindes sorglos im hohen Grase zu lagern.

Die näheren Einzelheiten über die Ursache des Zurückbleibens, die Verteidigung und den Tod des Prinzen erfuhr man nachträglich von den angreifenden Zulus selbst, die den Prinzen nicht kannten und keine Ahnung von seinem hohen Range hatten.

Einige Wochen darauf kam die durchbohrte Leiche Prinz Napoleons in demselben Woolwich an, wo er seine militärische

Digitized by Google

Erziehung erhalten und wohl seine schönsten Jugendjahre verbracht hatte. Es war ein trauriger Anblick, als der Sarg, der ihn barg, von der Themse hinauf nach Woolwich Common, vorbei an der Kriegsakademie, wo er so viele glückliche Tage verlebt, begleitet von der Kompagnie der Kadetten in langsamem Trauermarsch nach dem benachbarten Chislehurst gebracht ward, wo sein Vater die letzten Tage seines abenteuerlichen Lebens verbracht hatte. Er wurde daselbst in einer kleinen, neugebauten Kapelle neben seinem Vater gebettet, durch seinen frühzeitigen Tod befreit von einem abenteuerlichen, vielleicht unheilvollen Leben, das seiner wartete. In Frankreich machte sein Ende einen tiefen Eindruck, besonders auf die Armee, wo sich erst nach seinem Tode herausstellte, welchen großen Anhang er unter den Offizieren und besonders den Unteroffizieren hatte. Selbst die politischen Gegner des Kaiserreichs, die ehedem ihre Witze gegen den Prinzen Lulu losgelassen,* änderten ihren Ton und sprachen mit Achtung von dem Gefallenen.

* * *

Nebst den angeführten Stellungen im College of Preceptors, der University of London, der Royal Military Academy bekleidete ich noch einige anderen als Examinator. Im Jahre 1862 aber, nicht lange nach meiner Anstellung in der Royal Military Academy, wurde mir ein Posten angeboten, dessen Annahme meiner Lebensbahn eine ganz andere Richtung gegeben hätte. Der Bibliothekar der Königin in Schloß Windsor, mein verstorbener Freund Mr. B. B. Woodward, bot mir, mit Zustimmung der Königin, den Posten eines

* Nach der Aufnahme in die Akademie war Prinz Napoleon in seinem ersten Semestereramen der letzte, der 25. in seiner Klasse, und die französischen Zeitungen nannten ihn spöttisch numéro 25. Im Examen der höchsten Klasse war er hingegen der 7. unter 37 sehr begabten jungen Männern.

Digitized by Google

Privat-Bibliothekars und Sekretärs derselben an. Ich wollte aber meinen seit 1854 gewählten neuen Beruf nicht wieder aufgeben, so ehrenhaft der Posten war. Obwohl der Königin meine politischen Antecedentien von Mr. Woodward mitgeteilt worden waren, so erklärte sie sich dennoch bereit, mir den Vertrauensposten zu übertragen. Ein großer Zug im Charakter der hohen Frau!

Von 1861 bis Ende 1881 führte ich die sog. Präliminarexamen des Royal College of Surgeons of England, teils in Naturgeschichte und Physiologie, teils in Deutsch. Von 1860 bis 1877 war ich Examinator in Französisch und Deutsch im Royal Medical College zu Epsom und einige Zeit in Stationers' Grammar School. Ich examinierte wiederholt in andern großen sog. Public-Schools, u. a. in Cheltenham College und Victoria College, das Staatsgymnasium der normännischen Insel Jersey, wo Examinatoren von den Universitäten von London und Paris als Kollegen zusammenwirkten. Im Jahre 1880 wurde ich Examinator bei den Antipoden. Die Universität von Neu-Seeland ernannte mich zu ihrem Examinator in deutscher Sprache, Litteratur und Litteraturgeschichte. Das Examen war nur schriftlich und für höhere Grade.* Im Ganzen habe ich in England über 300 öffentliche Examen geführt.

Im Juli 1882 trat ich wieder als Examinator von der Universität London zurück. Meine zweite Periode von fünf Dienstjahren war wieder zu Ende.

In demselben Monate endigte meine Dienstperiode in der Royal Military Academy zu Woolwich. Obwohl man mir daselbst bei meiner Wiederernennung (April 1879) eine volle neue Anstellungsperiode, jetzt von sieben Jahren, ange-

* Näheres hierüber in meiner Schrift: „Die höhere Frauenbildung in Großbritannien" S. 198.

Digitized by Google

boten hatte, ſo nahm ich nur drei Jahre davon an, um meinen Rücktritt von der Akademie und der Univerſität London auf dieſelbe Zeit zu verlegen. Ich bedurfte einiger Ruhe, denn meine Geſundheit hatte unter dem Einfluß eines aufreibenden Berufslebens in London ſehr gelitten. Der geſamte Stab der Kriegsakademie gab mir am 5. Juli 1882 ein Abſchiedsbankett, wobei meiner auf die anerkennendſte und liebevollſte Weiſe gedacht wurde.

Bei der halbjährlichen feierlichen Promotion der Kadetten und Beförderung der Kadetten der höchſten Klaſſe zu Genie- und Artillerielieutenants, unter dem Präſidium des königlichen Herzogs von Cambridge, Feldmarſchall und Oberbefehlshaber der engliſchen Armee, gedachte der Gouverneur auch meiner in ſeinem halbjährlichen Berichte, den er bei dieſer Gelegenheit öffentlich vorlas, mit folgenden Worten:

„The Royal Military Academy is about to lose one of its most experienced and able Officers in Dr. C. H. Schaible, M. A., M. D., Ph. D., who, as Professor has nearly completed 21 years service at this Institution, and now retires on superannuation.

Dr. Schaible has given most valuable assistance to myself and my predecessors by his admirable teaching, his kind but firm ruling in his classes, and by his thorough co-operation at our Board Meetings, on the Library Committees, and whenever called upon.

Dr. Schaible takes with him the cordial good wishes of the Gentlemen-Cadets, of myself, and of all his colleagues of the staff".

[Official Extract from the Report of General J. F. M. Browne, C. B., R. E. Governor of the Royal Military Academy, to His Royal Highness, the Duke of Cambridge. Woolwich: 24. July, 1882.]

(Deutſch: „Die königliche Kriegs-Akademie iſt auf dem

Digitized by Google

Punkte, einen ihrer erfahrensten und tüchtigsten Beamten zu verlieren in der Person von Dr. K. H. Schaible, M. A., M. D., Ph. D., welcher als Professor dieser Anstalt beinahe 21 Dienstjahre vollendet und sich nun mit einer Staatspension zurückzieht.

Dr. Schaible hat mir und meinen Vorgängern im Amte die wertvollste Hilfe geleistet durch seinen bewundernswerten Unterricht, durch seine gütige aber feste Disziplin in seinen Klassen, und durch seine gründliche Mitwirkung bei unsern Stabskonferenzen, im Bibliotheks-Ausschusse, und so oft er um Dienstleistungen ersucht wurde. Dr. Schaible nimmt mit sich die herzlichen Wünsche für sein Wohlergehen von den Gentlemen-Kadetten, von mir selbst, und von allen seinen Kollegen des Stabes.")

[Offizieller Auszug vom Bericht des Generals J. F. M. Browne, C. B., R. E. Gouverneur der königl. Kriegsakademie (24. Juli 1882) an Seine königliche Hoheit den Herzog von Cambridge, Feldmarschall, Oberbefehlshaber der englischen Heere, Präsident der Kriegsakademie.]

Vor Schluß der Feierlichkeit hielt der Herzog von Cambridge noch eine Anrede an die versammelten hohen Militär- und Zivilpersonen des Kriegsministeriums und Vertreter des Heeres, an den Stab der Kriegsakademie und die Kadetten. Er schloß seine Ansprache mit folgenden Worten:

„Before concluding I have still a pleasant duty to perform. Dr. Schaible, in years of service the oldest member of the educational staff of the Royal Military Academy, is going to retire after 21 years service.

I cannot let him depart without expressing on this occasion in the name of the Royal Military Academy and of the Department of Military Education in the War Office our high appreciation of his services.

Digitized by Google

Dr. Schaible retires from this Institution followed by the regrets of the authorities, and of the staff.

I am happy to be able to assure him that he has obtained the approval of all under whom he has worked during his long service; that, by a strict but kindly discipline, by his great powers of imparting instruction, by his unceasing attention to his duties, by his high attainments, he has won the respect and attachment of the Gentlemen-Cadets, of his colleagues and of the authorities.

May good fortune accompany him in his future career and may he preserve a pleasant remembrance of this noble institution, in which he has laboured so long and so successfully."

(Deutsch: „Ehe ich schließe habe ich noch eine angenehme Pflicht zu erfüllen. Dr. Schaible, an Dienstjahren das älteste Mitglied des Erziehungsstabes der königlichen Kriegsakademie, ist im Begriffe sich nach 21 Dienstjahren zurückzuziehen.

Ich kann ihn nicht abtreten lassen ohne bei dieser Gelegenheit im Namen der königl. Kriegsakademie und der Sektion der Militärerziehung im Kriegsministerium unsere hohe Würdigung seiner Dienste auszudrücken. Dr. Schaible zieht sich von dieser Anstalt zurück, begleitet vom aufrichtigen Bedauern der Behörden und des Stabes über sein Scheiden.

Es freut mich, ihm versichern zu können, daß er das Lob aller Derer gewonnen, unter welchen er während seiner langen Dienstzeit gearbeitet hat; daß, durch eine strikte aber versöhnliche Disziplin, durch sein großes Lehrtalent, durch seine unermüdliche Beobachtung seiner Pflicht, durch seine umfassenden Kenntnisse, er die Achtung und die Liebe der Gentlemen-Kadetten, seiner Kollegen und der Behörden erlangt hat.

Digitized by Google

Möge das Glück ihn auf seiner künftigen Lebensbahn begleiten und möge er eine angenehme Erinnerung bewahren an diese edle Institution, in der er so lange und so erfolgreich gearbeitet.“)

Berichte über obige Feier, sowie auch über die Worte, welche der Herzog von Cambridge und der Gouverneur an mich, der gegenwärtig war, gerichtet, erschienen in den Zeitungen Londons, in den einen mehr, in den andern weniger vollständig.

So schmeichelhaft und befriedigend obige gütigen und herzlichen Abschiedsworte für mich sein mußten, so machten sie mir noch schwerer den Abschied von einer großen Anstalt, welcher ich die besten Lebensjahre gewidmet, der ich von ganzem Herzen ergeben war. Mit Schmerz trennte ich mich von guten Kollegen und von einer frischen, warmherzigen, offenen und talentvollen Jugend, deren Umgang verjüngend und anregend auf mich gewirkt hatte. Gegen keinen unter meinen Schülern hatte ich während der letzten zehn Jahre meines Dienstes weder eine Strafe zu verhängen, noch eine Beschwerde einzureichen. Diese Thatsache sei hier angeführt nicht zu meiner, sondern zu meiner Schüler Ehre.

Ein Jahr, nachdem ich mich von der Kriegsakademie zurückgezogen hatte, wurde die Anstalt von sogenannten königlichen Inspektoren besucht, bestehend aus hochstehenden Offizieren und Gelehrten. Die Berichte solcher Inspektoren werden alljährlich den beiden Parlamentshäusern in gedruckten Heften, sog. blue Books, vorgelegt. In dem „Report of the Board of Visitors appointed for the year 1883 to inspect the Royal Military Academy, Woolwich, presented to both Houses of Parliament by Command of Her Majesty“ steht, Seite 1, folgende Passage:

„The Academy has suffered a great loss in the retirement of Dr. Schaible, Professor, who was super-

Digitized by Google

annuated in September last, after a very able and devoted Service of 21 years."

(Deutsch: Die Akademie hat einen großen Verlust durch den Rücktritt von Dr. Schaible, Professor, erlitten, der im vergangenen September pensioniert worden ist, nach einer sehr tüchtigen und pflichttreuen Dienstleistung von 21 Jahren.)

Obiger Bericht, gedruckt als sog. blue Book und im Buchhandel zu haben, erschien im August 1883. Die Inspektion fand statt im Juli 1883 — gerade ein ganzes Jahr nachdem meine Dienste in der Kriegsakademie geendet hatten. Obige Passage wurde in mehreren englischen Blättern, u. a. in Public Opinion (13. Oktober 1883) abgedruckt. Ich war der erste zurückgetretene Zivilprofessor der Anstalt, der im offiziellen Jahresberichte der königlichen Inspektoren an das Parlament genannt worden ist und einen Nachruf erhalten hat.

* * *

Aber nicht allein als Lehrer, als Examinator, als Verfasser von Werken über Erziehung habe ich in England gearbeitet. Ich habe auch einen Anteil an der Organisation, Hebung und Führung der Erziehung in weiterem Sinne genommen, 25 Jahre als Mitglied des Senates des College of Preceptors und auch als einer der Gründer und jahrelang einer der unsalarierten Direktoren des London International College zu Isleworth, anfangs unter dem Vorsitz von Richard Cobden und 1862 vom Prinzen von Wales eröffnet. Unter meinen Kollegen im Direktorium befanden sich die Professoren Tyndall und Huxley. Es wurde mir auch wiederholt die Direktorstelle größerer englischer Schulen, sowie auch eine Professur an einer englischen Universität angeboten. Ich zog aber meine Stellung vor, die mir Muße für litterarische Arbeit bot.

Digitized by Google

VIII.

Litterarische Arbeiten.

Stellung in gelehrten Gesellschaften.

Als Schriftsteller habe ich in deutscher und in englischer Sprache gearbeitet. Die meisten meiner Schriften gehören in das Fach der Erziehung im weiteren Sinne, Organisation der Erziehung und Volkserziehung inbegriffen. Diesen Charakter tragen selbst meine populär-medizinischen Schriften.

Nach meiner schon erwähnten Logik „Art of Thinking", die 1860 erschien und selbst in ostindischen Schulen in Gebrauch kam, erschien 1863 meine Schrift: „Theory and Practice of Teaching Modern Languages in Schools", die aus einer im College of Preceptors gehaltenen und diskutierten Vorlesung hervorging, in der englischen Presse sehr günstig kritisiert und in dem Elphinstone School-Paper in Bombay, Indien, einer Monatsschrift, schon in den Monatsheften Oktober, November 1863, Januar, Februar 1864 in extenso abgedruckt wurde.

Im Jahre 1864 erschien mein Werk: „First Help in Accidents", das ich schon in der ersten Zeit meines Exiles in Straßburg angelegt. Das Buch wurde nicht nur in der englischen Tagespresse — in mehr als 20 Zeitungen — sondern auch in der pädagogischen Presse, u. a. Educational Times (Dezember 1./1864), — sowie auch in der strikt wissenschaft-

Digitized by Google

lichen medizinischen Presse, u. a. der Medical Times (Mai 20./1865), äußerst günstig aufgenommen. Auszüge von diesem Buche finden sich in mehreren englischen Schulbüchern. Auch wurde es zur Vorbereitung für populäre Examen in Sanitätsfächern gebraucht, die allmählich in England mehr und mehr in den Bereich der allgemeinen Erziehung gezogen werden. Diesen letzteren Zweck hatte ich mit obigem Buch im Auge. Obwohl chirurgischen Charakters, sollte das Werk die Aufnahme eines bisher vernachlässigten Gegenstandes in den Schulunterricht befördern. Ich schlage nämlich in der Einleitung vor, in den höheren Klassen praktisch-theoretische Anleitung zur ersten Hilfeleistung in schweren Zufällen, durch Ärzte gegeben, einzuführen und so den Arzt zum Lehrer zu machen.

Zur Zeit (1864), als mein Werk „First Help in Accidents“ erschien, dessen erste Auflage von 2000 Exemplaren in 2 Monaten vergriffen war, gab es in England keinerlei Unterricht in rascher Hilfeleistung bei schweren Zufällen. Seit jener Zeit aber hat England in dieser Richtung große Fortschritte gemacht, und dürfte Deutschland hierin zum Vorbilde dienen. Es hat sich in letzter Zeit eine Association gebildet, die allmählich große Ausdehnung gewann, in jeder Stadt Englands sog. Zentren hat mit Lokalausschüssen für Männer und Frauen besonders. Dieser große Verein, zu dem eine Anzahl hochstehender Personen beiderlei Geschlechtes gehört, heißt: St. John's Ambulance Association, und steht unter dem Kapitel des Ordens von St. John of Jerusalem in England. Diese Gesellschaft veranstaltet Kurse von Vorlesungen durch Ärzte über die Umrisse der Anatomie des menschlichen Körpers, und die erste Hilfeleistung bei allen Arten schwerer Zufälle, mit praktischen Übungen im Anlegen von Verbänden Aderpressen, Schienen bei Knochenbrüchen, Wiederbelebungs-

Digitized by Google

versuchen bei Scheintoten ꝛc., Krankenpflege, Ventilation der Krankenzimmer ꝛc. Am Ende jedes Unterrichtskurses werden die Schüler und Schülerinnen von Ärzten geprüft und erhalten — bei gutem Erfolge — Zeugnisse. Dieser Unterricht, besonders in Frauenklassen, wird von Frauen und Mädchen der besten Gesellschaft sehr stark besucht.

Im Jahre 1865 erschien, auf meine Veranlassung, eine englische Übersetzung von Mittermaiers Werk über die Todesstrafe, ausgeführt vom schottischen Advokaten John Macrae Moir. Für dieses Werk schrieb ich als Einleitung eine längere biographische Skizze des berühmten und edlen deutschen Juristen.

Im Jahre 1868 erschien bei Braumüller in Wien eine Lieblingsschrift von mir, deren erste Anlage ebenfalls in den ersten Monaten meines Exiles entstand, aber lange andern, dringenderen Arbeiten weichen mußte. Es ist dies mein Buch: „Gesundheitsdienst im Krieg und Frieden, ein Vade-Mecum für Offiziere". Diese Arbeit, die Frucht des Studiums zahlreicher englischer, deutscher, französischer, italienischer und amerikanischer Fachwerke und Schriften, ist das erste populäre Werk der Art, das in Deutschland erschien. Auch die englische und französische Litteratur besitzt heute noch kein ähnliches. Es wurde von der deutschen und österreichischen Presse, insbesondere aber von der militärischen freundlichst willkommen geheißen. Das „Kriegerheil" in Berlin kritisierte es sehr günstig (Dezember 1868) und empfahl es im August 1870 den deutschen Offizieren als Vade-Mecum für den Feldzug. Größere günstige Rezensionen mit Auszügen erschienen u. a. im „Feldarzt" in Wien (20. Oktober 1868), im Litteraturblatt zur „Allgemeinen Militärzeitung" in Darmstadt (31. Oktober 1868) und in zahlreichen deutschen Tageszeitungen. Der jüngst verstorbene Oberbefehlshaber der öster-

Digitized by Google

reichisch-ungarischen Armee, Se. Kais. Hoheit Feldmarschall Erzherzog Albrecht, drückt sich in einem Schreiben an mich, datiert Wien, 29. Oktober 1868, anerkennend über mein Buch aus. Der Sieger von Custozza sagt darin u. a.: „Da es seit Jahren mein stetes Bemühen ist, so viel als es in meinen Kräften steht für die Gesundheit des Soldaten Sorge zu tragen, so hoffe ich manches Neue und Lehrreiche in dem Buche zu finden, welches mich schon beim ersten, flüchtigen Durchblättern lebhaft angeregt hat. Wer so, wie ich, sein ganzes Leben dem Soldatenstand geweiht hat, kann am Besten beurteilen, wie wichtig und notwendig solche Vorschriften sind. Empfangen Sie meine besten Wünsche für die Weiterverbreitung Ihres zu unserem Wohle geschriebenen Werkes." Ich hatte ursprünglich vor, diese Schrift als Unterrichtsbuch in der Royal Military Academy zu brauchen. Ich fand aber, daß es zu einem solchen Zwecke zu sehr Spezialwerk wäre, benutzte es aber sehr oft in meinen höheren Klassen zu Aufsatzübungen. Auch in deutschen Kriegsschulen wurde es gelesen.

In der Einleitung zu diesem Werke schlage ich einen hygienischen Unterricht für alle Soldaten vor, da ein solcher nicht nur dem Heere nützlich sein, sondern dazu beitragen würde, im ganzen Volke gesunde Ansichten und Gewohnheiten zu verbreiten. Ich will das Heer zur hygienischen Volksschule machen. Insofern ist auch dieses Buch pädagogischen Charakters.

Ein Kapitel dieses Buches wurde nach Ausbruch des französisch-deutschen Krieges 1870 unter dem Titel „Selbsthilfe auf dem Schlachtfelde" separat abgedruckt und gratis unter die deutschen Truppen verteilt. Der Londoner deutsche Hilfs-Ausschuß ließ durch Trübner & Co. 3000 Exem-

Digitized by Google

plare drucken und nach Deutschland schicken. Dort auch wurden viele Tausende abgedruckt und verteilt.* Ich hatte die Genugthuung, von einem badischen Offizier zu hören, daß er meiner „Selbsthilfe“ das Leben verdanke. Bei Nuits durch zwei Musketenschüsse schwer verwundet und in Gefahr zu verbluten, verband ihn ein Unteroffizier, der meine „Selbsthilfe“ hatte und konsultierte, so zweckmäßig, daß der erst später dazukommende Feldarzt seinen Verband nur loben konnte. Dieses Beispiel, das mir direkt vom Verwundeten selbst zu Ohren kam, bestärkte mich noch mehr in meiner Ansicht über die Nützlichkeit hygienisch-chirurgischen Unterrichtes in Schulen — durch Ärzte.

Im Jahre 1869 erschien von mir eine englische Übersetzung einer vortrefflichen Heidelberger Universitäts-Denkschrift von Helmholtz unter dem Titel: „On the Relation of the Natural Sciences to the Totality of the Sciences“, eine Arbeit, die zuerst in der Educational Times und darauf in Separat-Abdruck erschien.

In demselben Jahre kam bei Julius Springer in Berlin ein anderes deutsches Werk von mir heraus: „Die Todes- und Freiheitsstrafe, mit besonderer Rücksicht auf England“, dem Andenken Mittermaiers gewidmet. Schon diese Widmung zeigt, daß die Tendenz des Buches die Abschaffung der Todesstrafe ist. Auch diese Schrift erfreute sich einer freundlichen Aufnahme in meinem alten Heimatlande.**

Ein anderes pädagogisches Werk von mir erschien im

* Mein alter Freund, Oberhofgerichtsrat Dr. Ottendorff in Mannheim ließ u. a. eine große Anzahl davon auf eigene Kosten drucken und an die badischen Truppen verteilen.

** Leider ging eine große Anzahl mir von meinem Verleger gesandter deutscher Rezensionen über dieses Werk auf der Post verloren.

Digitized by Google

Frühjahr 1870, deſſen Beſtimmung war, auf die damals eröffneten Verhandlungen über eine neue Organiſation der Erziehung im engliſchen Parlamente einen Einfluß zu üben. Ich ließ das Werk auf eigene Koſten drucken und in großer Zahl an Parlamentsmitglieder gratis verſenden. Ich erhielt von manchen derſelben, beſonders von Führern der Erziehungsreform, billigende und anerkennende Briefe u. a. von dem ſpäteren Haupte des Unterrichtes im britiſchen Miniſterium, the Rt. Hon. A. J. Mundella M. P. Mr. Mundella ſagt am 6. März 1870 u. a. in ſeinem Briefe an mich: „Accept my thanks for your very excellent Essay. It will prove most valuable at this juncture. I have already read it through, and cannot speak too highly in its praise.“ (Deutſch: Empfangen Sie meinen Dank für Ihre ganz ausgezeichnete Abhandlung. Sie wird ſich im gegenwärtigen Augenblick als höchſt wertvoll erweiſen. Ich habe ſie ſchon ganz durchgeleſen und kann ihrem Wert nicht zu viel Lob ſpenden.) Dieſes Werk: „The State and Education; an historical and critical Essay, with special reference to Educational reform“, gewann ebenfalls die Anerkennung eminenter Schulmänner. Es diente einem peruvianiſchen Werke: Apuntes acerca de la instruccion pública etc. por J. G. Del Castillo (1873), zur Grundlage. Viele engliſche, auch mehrere deutſche und amerikaniſche Zeitungen haben der Arbeit ehrenvoll erwähnt, u. a. die Wiener „Deutſche Zeitung“, welche ihr (12. Juli 1872) einen längeren Artikel widmete, unterzeichnet von Profeſſor Dr. Honegger in Zürich. Erwähnenswert dürfte wohl ſein, daß Louis Blanc, ein vieljähriger Freund und Exilgenoſſe von mir, in Paris in einem ſog. Lettre-discours (November 1876), über Volkserziehung obigem Werke manches entlehnt hat.

Von 1870 an trat in meiner litterariſchen Thätigkeit

Digitized by Google

ein Stillstand ein infolge anstrengender Berufsarbeiten und eines peinlichen Augenleidens, die Folge meiner Haft im Jahre 1847, von dem ich noch nicht ganz befreit bin. Im Jahre 1878 aber erschien bei Trübner & Co. in London ein anderes Werk von mir, betitelt: „An Essay on the Systematic Training of the Body". Es war dieses Buch von mir einem alten beim Heilbronner deutschen Turnfest im August 1846 gekrönten Turner, dem Andenken Vater Jahns, bei dessen hundertjähriger Geburtsfeier es erschien, und in zweiter Reihe dem Londoner deutschen Turnvereine gewidmet, der Jahns Geburtstag feierte. Der geniale deutsch-englische Künstler Hubert Herkomer, Mitglied der königlich englischen Kunstakademie, machte für das Werk eine vortreffliche Radierung Vater Jahns. Das Buch besteht aus einem historischen und einem physiologisch-hygienischen Teil. Es erfreute sich einer guten Aufnahme von seiten eminenter Schulmänner und hochstehender Ärzte, sowie in der englischen, deutschen und amerikanischen Presse. Wertvoll waren für den Verfasser die Ansichten der englischen medizinischen Presse, von welcher die höchststehenden Organe Lancet (28. September 1878), British Medical Journal (9. November 1878), Medical Times and Gazette (8. Februar 1879) höchst günstige Beurteilungen des Werkes brachten. Auch das Leipziger Litterarische Zentralblatt widmete demselben anerkennende Worte (8. März 1879). Aber von höherer Bedeutung für meine Zwecke, da ich kein Lob einernten, sondern wirken wollte, war die Aufnahme obigen Buches in Professor Reclams trefflichem hygienischen Blatte: „Gesundheit", in dem nicht nur eine zustimmende Rezension des Buches erschien, sondern auch in 3 verschiedenen Nummern 10, 12 und 13 im Jahre 1879 eine vortreffliche Übersetzung mehrerer ganzer Kapitel daraus, mit der Empfehlung einer deutschen Herausgabe des Ganzen. Der physio-

Digitized by Google

logiſche Teil obigen Werkes war früher ſchon Gegenſtand einer Vorleſung von mir im College of Preceptors geweſen und erſchien im März 1873 in der Educational Times. Durch ein hervorragendes Mitglied, Sir Jakob Behrens, damit bekannt gemacht, machte die Abhandlung damals einen ſolchen Eindruck auf den Schulrat und den Direktor des neuen großen Gymnaſiums (Grammar-School) in Bradford, der großen Fabrikſtadt in Yorkſhire, daß ſie dadurch beſtimmt wurden, den Bau einer Turnhalle mit einer Ausgabe von 4000 Pfd. Sterling auszuführen und auf meine Veranlaſſung phyſiſche Erziehung zum weſentlichen Teil des Unterrichts erhoben.

Mein nächſtes Werk war wiederum in meiner Mutterſprache und gehört in die Klaſſe der kulturhiſtoriſchen Arbeiten. Es erſchien bei Trübner in Straßburg im Jahr 1879 unter dem Titel: „Deutſche Stich- und Hiebworte“, und handelt über Schelt-, Spott- und Schimpfwörter, über Verfluchungen und Flüche vergangener, der ſog. frommen, guten, alten Zeiten. Es iſt ein Sittengemälde, eine Kulturgeſchichte eigener Art und ging aus einer Vorleſung hervor, die ich im Londoner deutſchen Athenäum gehalten, dem das Werk gewidmet iſt. Trotz des abſtoßenden Titels fand das Werk in meinem Heimatlande eine freundliche Aufnahme und günſtige Beurteilung und viele Blätter erwähnten desſelben anerkennend, u. a „das Leipziger Litterariſche Zentralblatt“ (22. November 1879), das Litteraturblatt „Schwäbiſche Kronik“ (20. Juli 1879), das deutſche Montagsblatt, Berlin (14. Juli 1879), die Kölniſche Zeitung (23. Auguſt 1879) in zwei Kolonnen, die Karlsruher Zeitung (27. und 28. Auguſt 1879) mit Auszügen, die Didaskalia, Beilage des Frankfurter Journals (in drei Nummern 29., 30. und 31. Oktober 1879), die Weſtliche Poſt (Vereinigte Staaten 28. Sept. 1879),

Digitized by Google

die Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage (August 1881), Blätter für litterarische Unterhaltung, unterzeichnet von Sanders (Nr. 19, 11. Mai 1882), und manche andern.

Im Juli 1882 erschien bei Aug. Siegle in London ein Schriftchen von mir: „Der Salzbund, ein Zweig des Freimaurerordens im 18. Jahrhundert". Dieses bescheidene Werkchen ist der deutschen Pilgerloge in London gewidmet, welche schon im Jahre 1779 gegründet ward.

Im Frühjahr 1882 schrieb ich auf Aufforderung des Sekretärs der Kriegsakademie, Genieoberst W. D. Marsh eine englische Denkschrift über das Sprachstudium in der Akademie, eine historisch-kritische Abhandlung, mit einem Kapitel über Leben und Vorfälle in der Anstalt während meiner 21jährigen Dienstzeit. Diese Denkschrift wurde einstweilen im Archiv der Anstalt deponiert und es ist beabsichtigt, sie nebst andern zu publizieren.

Für meine gelegentlichen journalistischen Arbeiten in englischen und deutschen Blättern ist hier der Platz nicht. Doch dürften hier noch zwei Nekrologe erwähnt werden, da sie zwei intimen Freunden galten. Der erste erschien (4. Dezember 1880) in der Londoner Zeitung Hermann als: „Stizze aus dem Leben des deutschen Verbannten Rudolf Reul Dr. med., geboren in Offenburg 1826 und gestorben in Delphos, Ohio, U. S. im Jahre 1879 infolge einer Wunde, die er im Kriege gegen die Sklavenhalter erhalten." Diese Skizze wurde zur Zeit in vielen deutschen Blättern wieder abgedruckt. Der andere Nekrolog galt dem braven elsässischen Bildhauer Andreas Friedrich, erschien in der „Bauhütte" von Findel (23. Dezember 1882) und war eine Abkürzung einer von mir gehaltenen größeren Gedächtnisrede in der Londoner deutschen Pilgerloge, deren Ehremitglied Friedrich gewesen.

Was ich bisher in England veröffentlicht, schuf ich unter

Digitized by Google

keinen geringen Schwierigkeiten, welche diejenigen wohl zu beurteilen wissen, denen meine vielseitigen und anstrengenden Berufsarbeiten bekannt sind und die das aufreibende Leben in London mit dessen zeitraubenden Entfernungen kennen, Entfernungen, denen ich täglich oft vier Stunden Reisens zu opfern hatte. Wer den Buchhandel kennt, weiß zudem wohl, daß, mit Ausnahme belletristischer und unterhaltender Werke, Bücher wohl viele Mühe, aber kein Geld eintragen. Einige meiner Werke ließ ich auf eigene Kosten drucken und verteilte eine große Anzahl davon gratis, um für meine Ideen Propaganda zu machen, u. a. meine schon erwähnten Schriften: „The State and Education", die massenweise verteilt wurde, meine „Systematic Training of the Body", meine Übersetzung der Vorlesung von Helmholtz, meine Abhandlung über den Unterricht in modernen Sprachen, welch letztere ich an hunderte von Lehrern und Lehrerinnen verteilen ließ. Das Manuskript meiner „Todes- und Freiheitsstrafe" überließ ich dem Verleger ohne Honorar. Meine Bücher „Art of Thinking" und „First Help in Accidents", von denen das erstere ganz verkauft ward, das letztere sich massenweise verkaufte, brachten mir keinen Heller ein — denn meine Verleger wurden insolvent. Mein „Gesundheitsdienst im Krieg und Frieden" hat mir ebensoviel für die zu den Vorstudien und der Ausarbeitung nötigen deutschen, englischen, französischen, italienischen und amerikanischen Werke gekostet, als das Honorar des Buchhändlers betrug. Was ich bei der Ausarbeitung meiner Schriften ganz allein im Auge hatte, war mit meinen schwachen Kräften zum Wohle meiner Mitmenschen beizutragen. Während meines langen Aufenthaltes in England habe ich einen großen Teil meiner Zeit und Kraft unbezahlter Arbeit gewidmet. Ich war 26 Jahre Mitglied des obersten Rates

Digitized by Google

des College of Preceptors (eine Ehrenstelle) und führte in der ersten Periode nach Gründung dieser Anstalt die Examen der Lehrer und Schüler ohne Anspruch auf Honorar. Ebensowenig erwartete ich Erwerb von meinen Vorlesungen in obiger Anstalt und von meinen zahlreichen Arbeiten in der Educational Times. Als einer der Gründer und unbezahltes Mitglied des Direktoriums des London International College unter Cobdens Vorsitz, habe ich dieser Anstalt nicht nur große Opfer an Zeit, sondern auch keine geringen Geldopfer gebracht. Mein einziges Ziel war, an der Förderung der Erziehung in meinem Adoptivlande mitzuarbeiten und so das Asyl zu verdienen, das mir England geboten hat.

Es dürften wohl an dieser Stelle einige Worte über das „International College“ von Interesse sein. Der ursprüngliche Plan der Gründer war in England, Deutschland, Frankreich und Italien je ein ganz gleich organisiertes Gymnasium mit gleichem Studiengange zu errichten, und zwar so, daß ein Schüler einer Klasse der einen Anstalt, ohne Unterbrechung des Studienganges, in eine entsprechende Klasse der andern eintreten und allmählich durch alle vier nationale Anstalten durchgehen könnte. Man beabsichtigte zugleich eine Reihe von Lehrbüchern für alle vier Anstalten bearbeiten zu lassen. Der Plan wurde, aus Mangel an Mitteln, nie verwirklicht und es blieb bei der englischen Anstalt, die nach einer Reihe von Jahren auch eingegangen ist, hauptsächlich infolge des viel zu kostspielig aufgeführten Gebäudes, das allein gegen zwölfmalhunderttausend Mark gekostet hat. Der Studienplan der Anstalt war ein ganz vortrefflicher. Moderne Sprachen und Naturwissenschaften nahmen darin einen hohen Rang ein, ohne Ausschluß der klassischen Sprachen. Der Studienplan für Naturwissenschaften wurde von dem berühmten Physiker, Professor Tyndall, entworfen.

Digitized by Google

Da ich mit meinen Bemühungen nur Selbstbefriedigung erstrebte, eine wohl zu rechtfertigende Art von Ehrgeiz, so suchte ich niemals äußerliche Zeichen der Anerkennung meiner Bestrebungen. Wenn mir wohl einige solcher zukamen, so kamen sie unerwartet, ungesucht, wie u. a. meine Ernennung zum Honorary Fellow des College of Preceptors und einige noch zu nennenden deutschen Diplome. In England besteht die Sitte von Ernennung zum korrespondierenden oder Ehrenmitgliede gelehrter Gesellschaften nicht, sie kommt nur in sehr seltenen Fällen, nur in gewissen Gesellschaften vor. Eine Aufnahme in eine englische gelehrte Gesellschaft ist an einen Jahresbeitrag geknüpft und die Mitgliedschaft hört mit demselben auf, ja sie bringt dem Aufgenommenen nicht einmal ein Diplom, sondern nur einfache Anzeige des Sekretärs. Ich besitze daher nur solche englische Diplome, die solchen von deutschen privilegierten Staatskorporationen gleichstehen und kraft Royal Charter einen gewissen Rang und ein Privilegium verleihen, wie das eines Licentiate und das eines Fellow des College of Preceptors.

Nebst den schon erwähnten Ernennungen zum korrespondierenden Mitgliede des Vereins badischer Ärzte zur Förderung der Staatsarzneikunde und des Vereins deutscher Ärzte und Naturforscher in Paris, ehrte mich 1869, die „Pollichia", ein Verein von Naturforschern der Rheinpfalz, mit meiner Ernennung zum Ehrenmitgliede, und in demselben Jahre wurde ich von der „kaiserlich-königlichen Gesellschaft der Ärzte zu Wien" zu ihrem korrespondierenden Mitgliede gewählt, eine Auszeichnung, die aus dem Grunde von hohem Wert ist, weil sie bei Ausländern der Staatssanktion bedarf, weil die Gesellschaft so zu sagen den Rang einer kaiserlichen Akademie einnimmt. Ich verdankte die letzte Auszeichnung meinem

Digitized by Google

ſchon erwähnten Werke: „Geſundheitsdienſt im Krieg und Frieden“. Von deutſchen Geſellſchaften, die mehr einen univerſellen Charakter haben, und als Beförderer der Künſte, Wiſſenſchaften und allgemeiner Bildung zu ſchätzen ſind, ernannte mich ſchon 1865 das „freie deutſche Hochſtift“ in Frankfurt zu ſeinem Ehrenmitgliede und Meiſter.

Digitized by Google

IX.

Meine Wanderungen in und um London.

Wer das Leben in London nicht kennt, kann sich keinen Begriff machen von den Distanzen, welche solche zurückzulegen haben, die ihr Beruf in verschiedene Richtungen der Riesenstadt führt. Unter den großen Wanderern stehen wohl die Ärzte und Lehrer in erster Reihe.

Vor meiner Anstellung in der Kriegsakademie fuhr ich um halb acht Uhr morgens, um nur ein Beispiel anzugeben, von St. Johns Wood, wo ich einige Zeit wohnte, nach einer Kennington-Schule, von da nach einer Schule in Greenwich, von da ging ich zu Fuß nach einer Schule am Ende von Lewisham, und von da über Blackheath nach Old Charlton. Ich verließ die Schule von Charlton um 8 Uhr abends, rannte nach der Eisenbahn in 8 Minuten (im gewöhnlichen Schritte nimmt es 20 Minuten) und kam nach 10 Uhr in meiner Wohnung in London an. Allein die Berechnung der in 7 Jahren also zurückgelegten Distanzen zu Fuß, in Eisenbahn und Omnibus würde erstaunliche Resultate liefern. Eine Zeit lang reiste ich wöchentlich 3 mal nach einer Schule bei Uxbridge, 17 englische Meilen von der Londoner Station, von meiner Wohnung zur Station 3 Meilen, also 40 Meilen hin und zurück. Darin bestanden aber alle meine Wanderungen noch

Digitized by Google

lange nicht, denn an gewiſſen Tagen reiſte ich von Hampſtead nach Foreſt Hill, Lewisham, New Croß, Charlton und zurück.

Ich gebe hier beiſpielshalber nur eine approximative Berechnung meiner Wanderungen nach der Kriegsakademie nach engliſchen Meilen berechnet; 4,8283 engliſche ſog. Statute Miles machen eine deutſche Meile. Die Diſtanz berechne ich vom 1. März 1862 bis zum 29. Juli 1882, von meiner jahrelangen Wohnung 101 Gower Street, London, W.C. nach der Royal Military Academy bei Woolwich und zurück. Das Jahr, mit Abzug der 14 Wochen Ferien, enthielt 38 Studienwochen. In dieſen 38 Wochen ſind die Sonntage abgerechnet, alſo die Woche mit 6 Tagen. Die Diſtanz von 101 Gower Street bis zur R. Mil. Academy und zurück beträgt 28 Meilen. Die Anzahl der in einem Schuljahre dahin zurückgelegten engliſchen Meilen beträgt 5,542. Die Anzahl der vom 1. März 1862 bis zum 29. Juli 1882 zurückgelegten Meilen beläuft ſich demnach auf 113,611 engliſche Meilen. Etwa 36 000 engliſche Meilen machen den Umfang unſerer Erde aus. Meine Reiſen nach der Kriegsakademie allein betragen alſo eine größere Diſtanz als eine dreimalige Reiſe um die Welt. Aber dies ſind noch lange nicht alle Diſtanzen, die ich in London zurückgelegt und deren Berechnung, ſelbſt wenn ſie möglich wäre, erſtaunliche Summen aufweiſen würde.

Während des Krieges im Jahre 1870/71 frühſtückte ich Sonnabend morgens um 6 Uhr in meiner Londoner Wohnung, reiſte nach der Kriegsakademie, kam nach 3 Uhr nachmittags nach London zurück, ging abends in die deutſche Turnhalle, damals der Vereinigungspunkt der Deutſchen in London, beſonders an Samstagen und kam am nächſten Morgen gegen 2 Uhr nach Hauſe.

Es drängt mich, hier mit dankbarem Herzen zu er-

Digitized by Google

wähnen, daß ich während der 30 Jahre meines Aufenthalts in London nie durch Krankheit an das Bett gefesselt worden bin. Allerdings bin ich nicht selten ausgegangen, wo viele andere ihr Zimmer und ihr Bett gehütet haben würden. Schnupfen, Husten, Lumbago, Augenentzündung, sogar rheumatische Gicht konnten mich nicht zu Hause festhalten und ich ging stets aus bei Wind, Wetter und Regen. In den 21 Jahren meines Dienstes in der Kriegsakademie nahm ich nur im ersten Dienstjahre vier bis fünf Tage Urlaub, um mich am Meere in Brighton von Überarbeitung zu erholen. Sonst fehlte ich die 21 Jahre niemals auf meinem Posten in der Akademie und kam nur einmal zu meiner Bestürzung zu meinem Woolwichzuge zu spät.

Das Reisen in London und Umgebung im Omnibus oder Eisenbahnwagen erfordert eine gute Ortskenntnis und eine stete Aufmerksamkeit, sonst wird man in ganz verschiedener Richtung Meilen vom Ort seiner Bestimmung geführt. Vor allem aber ist vor Einschlafen zu warnen, wenn man nicht an einem fernen Orte erwachen will. Eine solche Erfahrung machte auch ich, aber nachher nie wieder. Ich wohnte einmal kurze Zeit in Woolwich während der Prüfungen, die morgens in der Königl. Kriegsakademie stattfanden. Da gerade in einem der Londoner Theater ein sehr populäres Stück aufgeführt wurde, so nahm ich darin einen Platz. Ich habe hier zu bemerken, daß die Londoner Theater, die fast alle im Zentrum der Stadt liegen, die Vorstellungen meistens um 8 Uhr abends beginnen, um den Besuchern Zeit zu bieten, vorher zu speisen. Infolge dessen endigen sie spät, um 11 Uhr, manche erst gegen Mitternacht. Um halb 1 Uhr nach Mitternacht führen dann Theaterzüge die Besucher per Eisenbahn in allen Richtungen nach Hause.

Ich fuhr mit einem solchen North Kent-Lokalzuge, um

Digitized by Google

in Woolwich auszusteigen. Die Mitreisenden verließen ihre Sitze an früheren Stationen, so daß ich allein blieb. Müde legte ich mich der Länge nach auf den Sitz und schlief bald ein. Nach einiger Zeit ward ich aus dem Schlafe aufgerüttelt. Ein Porter, Eisenbahndiener, stand vor mir und rief lachend: „Wollen Sie denn hier im Schuppen schlafen?“ Ich fuhr auf und sah mich um. Zu meinem Glücke hatte mich der Mann noch im letzten Augenblicke gesehen. Ich war in der letzten Station angelangt und man war im Begriffe, alle Wagen, meinen darunter, für die Nacht in einen Schuppen zu schieben. Hätte mich der gute Mann nicht bemerkt und geweckt, so wäre ich wohl nach einiger Zeit im dunkeln Schuppen in der Nacht erwacht, ohne zu wissen, wo ich mich befand. Ich dankte dem Manne mit Worten und einer sie begleitenden Gabe. Der Schluß meiner Heimfahrt vom Theater war nun, daß ich fast die Hälfte des gefahrenen Weges auf der mir bekannten Landstraße wieder zu Fuß zurückwandern mußte und in Woolwich um 5 Uhr morgens ermüdet ankam. Um 7 Uhr mußte ich mich rüsten, um pünktlich zum Examen in der Akademie zu erscheinen. Mein Trost aber war, daß ich nicht im Schuppen zu übernachten hatte.

Einem deutschen Freund vom deutschen Athenäum, dem verstorbenen Franz Gödecker erging es einmal ebenso wie mir, nur hätte das Ende schlimmer sein können. Er reiste mit einem Dover Zug nachts nach Hause, der in seiner Station Lewisham anhielt. Er war allein in seiner Abteilung und schlief bald ein, nachdem er London verlassen hatte. Als er wieder erwachte, sah er auf seine Uhr und fand, daß er viele Meilen weiter als seine Station gefahren war. Anstatt nun ruhig weiter bis zur nächsten Station zu fahren, wurde er aufgeregt, öffnete die Wagenthüre und sprang hinaus ins Finstere, ohne zu wissen, wohin. Zu

Digitized by Google

seinem großen Glücke kam er nach einigen Burzelbäumen unverletzt auf dem Boden an. Er suchte nun die Landstraße, die nahe war, wanderte in der Richtung nach London zurück und befand sich bald in dem ihm bekannten Chislehurst, wo ein Freund von ihm wohnte. Diesen suchte er auf und klopfte und läutete ihn aus seinem Bette. Sein Abenteuer verschlief er nach einem warmen Grog in weichem Bette; er hätte es aber leicht mit zerbrochenem Genick am Fuße des Eisenbahndammes beschließen können.

Wenn man in London regelmäßig zu gewissen Tagesstunden denselben Weg durch die Straßen wandert, so begegnet man regelmäßig gewissen Personen, die zur selben Zeit ihrem Ziele entgegengehen. Man macht auf diese Weise eine Anzahl von Bekanntschaften „von Ansehen", von denen man selten weiß oder erfährt, wer sie sind. Trifft man nun einen derselben nicht mehr, so fällt einem seine Abwesenheit auf, man hält ihn für krank oder am Ende tot, kurz man nimmt ein gewisses Interesse an der Person, obgleich man gar nichts von ihr weiß. Ähnliche Begegnungen erlebt man im Omnibus und auf der städtischen Eisenbahn.

Es trifft sich bisweilen, daß man wirklich interessante, bekannte Männer auf der Straße begegnet und ich habe mich jedesmal gefreut, wenn ich den alten Carlyle ernst, oder Charles Dickens mit leichtem Schritte, oder auch Thackeray gravitätisch daherschreiten sah. Eine auffallende Erscheinung war Leigh Hunt, eine lange, hagere Gestalt in langem, schwarzem Rock, mit breitkrämpigem schwarzem Filzhut und langen weißen Haaren. Eine schöne, angenehme Erscheinung war der Prinz-Consort Albert, eine melancholisch-ernste der alte Gladstone. Letzteren dachte ich hie und da aus einem Hutladen treten zu sehen. Der Grand Old Man hatte damals nämlich einige exzentrische Neigungen. Einmal soll er stets mit seinem Homer

Digitized by Google

unter ſeinem Kopfkiſſen geſchlafen haben, dann hatten neue Cylinderhüte einen ſolchen Einfluß auf ihn, daß er ſtets neue beſtellte und ſeine Gemahlin oft außer ſich geweſen ſein ſoll über die Maſſe von Hüten, die von verſchiedenen Hutläden auf ſeine Beſtellung nach ſeiner Wohnung geſandt worden ſind.

Der Zufall wollte auch hie und da, daß man auf der Straße oder im Omnibus Bekannte traf, die man viele Jahre nicht geſehen hatte. Dieſes paſſierte mir zuweilen. So ſtieg ich einmal auf das Dach eines Omnibus, ſetzte mich, ohne mich umzuſehen, auf einen leeren Sitz, als mein Nebenmann zu mir ſagte: „Wie geht's Ihnen denn, Dr. Schaible; ich habe Sie eine Ewigkeit nicht geſehen.“ Ich erkannte in dem mich Anredenden einen engliſchen Arzt, Dr. Buxton Shillitoe, Londoner Hoſpitalarzt, ein Quäker, mit dem ich anfangs der 50ger Jahre in Paris oft zuſammen gekommen bin und den ich ein Vierteljahrhundert nicht mehr geſehen hatte.

Wenn ich von meiner Wohnung in Gower Street morgens nach der Station Charing-Cross wandelte, um von da per Eiſenbahn nach Woolwich zu fahren, begegnete ich jahrelang immer an derſelben Stelle gewiſſen Leuten. Unter andern traf ich einen Polizeiſergeanten, der, wie ich ſpäter herausfand, die Wache am Eingang des British Museum hatte. Er war ſehr pünktlich und traf ich ihn näher als gewöhnlich beim British Museum, ſo war das ein Zeichen, daß ich einige Minuten zu ſpät war und ich verdoppelte meine Schritte. Er war für mich die pünktlichſte Uhr.

Unter den Perſonen, an denen ich lange vorbeiging, war eine ſehr hübſche, junge Dame, mit einer Begleiterin, offenbar eine deutſche Geſellſchaftsdame, die eine Mappe trug. Ich hörte die Dame hie und da mit letzterer deutſch ſprechen. Nach ſo vielen Begegnungen hätte ich die Dame gern gegrüßt, allein dies wäre gegen die engliſchen Regeln des An-

Digitized by Google

ſtandes geweſen. So gingen wir ſtets lächelnd aneinander vorbei. Als ich zur Zeit meines Rücktrittes von der Kriegsakademie meinen letzten Gang nach der Station von Charing-Cross machte, nahm ich mir vor, ſie zu begrüßen, und ihr Lebewohl zu ſagen. Das Unglück wollte aber, daß wir uns gerade an dieſem Morgen nicht begegneten. So ſah ich ſie nie wieder. Wie ich ſpäter erfuhr, war die intereſſante Dame eine Miß Tennant, die die Zeichenſchule von University College, in meiner Straße, regelmäßig beſuchte. Die hübſche und reiche junge Dame gewann ſpäter das Herz des berühmten Afrikareiſenden Stanley und iſt jetzt ſeine Gattin.

Digitized by Google

X.

Gefahren in London.

Die Fiaker. — Die Diebe. — Cardsharpers. — Die Cholera. — The Brokers. — The London Fog. — Nächtliche Ruhe in London.

„Die Löwen in Afrika" — ſagte Livingſtone — „ſind lange nicht ſo gefährlich als die Fiaker in London." Es werden wohl nicht viele in London ſein, die nicht einmal wenigſtens um eine Haarbreite von einem daherſauſenden Cab oder Omnibus überfahren worden wären. Allmählich, mit mehr Erfahrung und Ruhe, lernt man beſſer, und mit Ruhe die Gefahr vermeiden. Aufregung iſt ſehr gefährlich.

Es iſt hier nicht der Platz, von den mannigfachen Gefahren zu reden, die eine große Stadt, wie London, bietet. Ich beſchränke mich daher nur auf einige Klaſſen von Raubvögeln, mit denen ich perſönlich in Berührung gekommen bin. Auch dieſen gegenüber eignet man ſich mit der Zeit gewiſſe Gewohnheiten an, die bis zu einem gewiſſen Grade ſchützen. So z. B., wenn man ſich in einem Gedränge befindet, knüpft man ſtets ſeinen Überrock oder Überzieher zu. Man läßt da keine Uhrkette ſehen und wenn man von einem, beſonders bei Dunkelwerden gefragt wird, wie viel Uhr es ſei, ſo giebt man ihm die etwaige Zeit an, ohne die Uhr herauszuziehen. Steht man vor einem Schaufenſter und es ſtellt ſich ein

Digitized by Google

anderer hart daneben, oft ein zweiter auf die andere Seite, ſo macht man rechtsumkehrt und geht weiter.

Während der 30 Jahre, die ich in London gelebt, wurde mir nur zweimal aus der Taſche geſtohlen, beidemale nur Taſchentücher. Da der zweite Diebſtahl ſehr drollig war, ſo will ich ihn hier erwähnen. Ich kam gerade von der bekannten Lowther Arcade, wo ich Weihnachtsgeſchenke für Kinder von Freunden gekauft hatte. Ich trug unter beiden Armen eine Anzahl von Schachteln und die Straße war ziemlich leer. Da fühlte ich auf einmal ein Zupfen an meiner hintern Rocktaſche. Ich ſah mich um und erblickte einen kleinen Barfüßler, wie er gerade ein ſehr ſchönes Foulard, ein Erbſtück von meinem Vater, herauspraktizierte. Er ließ ſich dabei nicht im mindeſten ſtören. Hinter ihm ſtanden noch andere Barfüßler. Was konnte ich thun? Wollte ich den Kerl faſſen, ſo mußte ich alle meine Schachteln auf den Boden ſetzen. Darauf rechneten ohne Zweifel die andern. Sie hätten dann die Schachteln ſofort ergriffen und wären damit davongelaufen. Die Straße, in der ich ging, hatte viele Seitengäßchen „Alleys“ genannt. Da ſich gerade niemand in meiner Nähe fand, ſo konnte ich nichts anderes thun als ruhig weiter gehen und dem Jungen mein Foulard überlaſſen. Zu meinem Glücke trug ich keine Brille. Brillenträgern zogen Straßendiebe ſchon die Brille von der Naſe, damit ſie, kurzſichtig wie ſie waren, ſie nicht verfolgen konnten. Ein deutſcher mir bekannter Profeſſor, auf Beſuch in London, trug eine ſchwere goldene Brille. Ein Straßendieb ging auf ihn zu, zog ihm die Brille von der Naſe und ging ruhig davon. Der arme Profeſſor trug von der Zeit keine goldene Brille mehr.

Gefährlich waren die Garrottierungen, die eine Zeit lang als eine wahre Peſt London unheimlich machten, bis das Parlament auf Diebſtahl mit verletzender Gewalt, nebſt Zucht-

Digitized by Google

hausſtrafe, noch die Prügelſtrafe mit der ſog. neunſchwänzigen Katze, eine Knute mit neun Gliedern, dekretierte. Das Geſetz bewirkte Wunder. Die Diebe fürchteten die Katze mehr als das Zuchthaus, und manche weinten vor Gericht, als ihnen die Anwendung der Katze angekündigt ward. Am Garrottieren waren gewöhnlich drei Diebe beteiligt. Einer faßte von hinten ſein Opfer am Halſe und würgte es, ein anderer ſchlug ihm mit einem Knüppel auf den Kopf, daß es zu Boden ſank, und ein dritter leerte die Taſchen des Hilfloſen. Während der Garrottierungsepidemie ging ich ſtets mit einem ſog. Life-preserver (Knüppel mit Bleiknopf) und einem Dolch in der Taſche aus. Lange Zeit war ich nie der geringſten Gefahr ausgeſetzt. Eines abends aber, als ich die Kriegsakademie verließ, ward auch ich zum Opfer auserwählt. Die Nacht war pechfinſter, ſchwarze Regenwolken bedeckten den Himmel. Ich ging gewöhnlich den kürzeren Weg nach der Station über das große ſog. Woolwich Common, der Exerzierplatz der Artillerie der Woolwich Garniſon, daher nicht mit Gaslampen verſehen und finſter. Von dieſem meinem nächtlichen Wege nach der Station erfuhren zweifelsohne einige Diebe. Ehe ich auf den Exerzierplatz trat, bemerkte ich im Dunkeln einige Geſtalten. Dies erregte meinen Verdacht und machte mich mißtrauiſch und vorſichtig. Ich ging nicht lange auf dem Fußpfade, als ich hinter mir und darauf in der Richtung des Pfades vor mir, einen gellenden Pfiff hörte. Letzterer war offenbar ein Signal für die Diebe hinter mir, daß der Weg vor mir frei wäre, d. h. daß niemand daherkäme. Sofort verließ ich den Fußweg und ging leiſe auf dem Grasboden rechts in der Richtung der Häuſerreihe des Feldes. Es war ſo finſter, daß man mich nicht ſehen konnte. Bald hörte ich die Kerle, die ich geſehen hatte, im ſtrengſten Galopp den Fußweg entlang rennen. Andere kamen ihnen

Digitized by Google

entgegen. Sie ſtanden plötzlich ſtill und einer rief: Is he down? d. h. liegt er nieder. „Nein“ — antwortete ein anderer — „ich konnte ihn nicht ſehen.“ Nachdem ich dieſe Worte gehört, machte ich mich leiſe und eiligſt nach dem belebten und beleuchteten Teil des Platzes davon und kam ſicher, auf weiterem Umwege, an der Station an. Tags darauf machte ich beim Gouverneur der Akademie Anzeige vom Vorfall. Die Kerle aber zeigten ſich nie wieder. Ich aber wählte in Zukunft, wenn ich allein war, den längern Weg nach der Station. Dies Abenteuer hätte für mich die ernſteſten Folgen haben können auf dem dunkeln, einſamen Platze. Die Frage: „iſt er nieder“ beweiſt ſchon, was die Kerle mit mir vorhatten. Meiner Uhr und Börſe willen hätten ſie mich totgeſchlagen. Ein junger Engländer, der in der Nähe, in Charlton wohnte, wurde auf demſelben freien Platze ſo mißhandelt, daß er nie wieder ſeine Geſundheit erlangte und permanenter Epileptiker ward.

Dies war in London, während meines langen Aufenthaltes daſelbſt, das einzige Abenteuer, das für mich ſchlimme Folgen hätte haben können. Gefahren anderer Art hatte ich natürlich auch, wie ſo viele andere, zu beſtehen. Einmal waren Einbrecher im Hauſe, wo ich wohnte, ein anderesmal machte ich eine Überſchwemmung mit, infolge des Berſtens der Waſſerleitungsröhren, und ein drittesmal brannte es unter meinem Schlafzimmer, ohne daß ich davon wußte und währenddeſſen ich ruhig fortſchlief, bis ich morgens, nach dem Löſchen des Brandes davon hörte. Dies ſind Dinge, die viele andere auch erlebt haben.

Gerade als ich dieſe Zeilen geendet, fiel mir noch eine Begegnung mit einer ſpeziellen Klaſſe von engliſchen Spitzbuben ein. Während meines langen Aufenthaltes in London bin ich nur einmal mit ſog. Cardsharpers zuſammengetroffen,

Digitized by Google

mit Spielkarten-Gaunern. Ich war nach der Seebadeſtadt Brighton gerufen worden, daſelbſt eine Schule zu prüfen. Es fanden zur Zeit die bekannten, ſehr beſuchten Pferderennen auf den Dünen bei Brighton ſtatt, die ſtets eine Anzahl verſchiedener Spezialitäten von Dieben, beſonders Cardsharpers anziehen. Nach verrichteter Arbeit am angenehmen Meeresufer, wo ich ſo manche Stunde als Badegaſt ſchon verlebt hatte, fuhr ich wieder nach London zurück. Ich reiſte erſter Klaſſe des Gedränges wegen, da die Stadt von Tauſenden beſucht ward. In der Zentral-Station Brighton ſtiegen zweiältere, reſpektabel ausſehende Herren ein. Ich ſaß in der entfernteren Ecke der Wagenabteilung. In Brigthon giebt es noch zwei Vorſtadtſtationen. In der zweiten Station ſtieg ein anderer Herr ein und in der nächſten darauf noch ein anderer. Die Herren ſchienen ſich gänzlich fremd zu ſein. Nach einiger Zeit fing einer, wie er ſagte ein Kanadier, an vom Rennen zu ſprechen und allmählich entſpann ſich eine Konverſation zwiſchen den vier Paſſagieren, an der ich mich nicht beteiligte. Endlich ſchlug einer vor, um die Zeit zu vertreiben, mit Karten zu ſpielen. Nebenbei geſagt iſt das Kartenſpielen, beſonders Whiſt, in den Eiſenbahnen unter Bekannten, unter abends vom Geſchäfte heimreiſenden Geſchäftsleuten, nicht ſelten. Sofort zog einer meiner Mitreiſenden aus einer Seitentaſche des Rockes ein Spiel Karten heraus. Es war aber keine Whiſtpartie, die er vorſchlug. Es war das 3 Kartenſpiel, der berüchtigte 3 cards trick. Ich wußte nun ſofort, um was es ſich handelte. Erſt ſpielten drei, dann ließ ſich allmählich der vierte Herr noch ein, den ich bis zuletzt nicht zu den Verbündeten rechnete. Der eine gewann, der andere verlor und gewann wieder. Ich fand nun bald, daß drei der Spielenden Cardsharpers ſein mußten, obwohl ſie an verſchiedenen Stationen eingeſtiegen waren und ſich ſchein-

Digitized by Google

bar nicht kannten. Nachdem sie einige Zeit gespielt, wandte sich einer derselben an mich in der Ecke und fragte: „Wollen Sie nicht auch mitspielen?“ „Ich spiele nie“, erwiederte ich entschieden. Darauf spielten sie noch eine Weile weiter bis wir in die nächste Station einfuhren. Da stand ich auf, nahm Schirm und Hut, um einen andern Platz im Zuge zu suchen. Kaum aber sahen dies meine Reisegefährten, als sie sich alle vier rasch von ihren Sitzen erhoben und schleunigst die Wagenabteilung verließen. Wahrscheinlich fürchteten sie, daß ich mich erhoben habe, um dem Chef der Station Anzeige zu machen, denn man ging solchen Gaunern stark zu Leibe. Erstaunt aber war ich, daß auch der vierte von ihnen, den ich für einen ehrbaren Mitreisenden gehalten, sich mit ihnen flüchtete. Zum Glück für mich kamen wir bald in einer Station an, denn sonst weiß ich nicht, was die vier Kerle noch am Ende gegen mich unternommen hätten.

Schlimmer als mir erging es meinem schon erwähnten alten Londoner Athenäumsfreund und Landsmann, dem begabten, leider zu frühe verstorbenen Franz Gödecker. Dieser bestieg einen Zug nach Dover, um nach Deutschland zu reisen. Es war damals Gebrauch, daß Bahnbeamte in London vor Abgang des Zuges von Wagen zu Wagen gingen und hineinriefen: „Beware, there are Cardsharpers in the Train.“ Man kannte eine Anzahl Mitglieder der edlen Sippe. Nach Abfahrt nahm einer in meines Freundes Abteilung Karten heraus und forderte zum Spiel auf. Gödeckers Nachbar warnte ihn, aber mein erregbarer Freund aus Bingen am Rhein ließ sich endlich bethören, verlor erst sein Reisegeld, dann seine wertvolle Uhr, die man taxierte und an Geldesstatt annahm. So kam er leer in Dover an und mußte mit dem nächsten Zuge wieder nach London zurückfahren um wieder Reisegeld zu holen und sich eine neue, allerdings etwas billigere Uhr anzuschaffen.

Digitized by Google

Er erfuhr nachträglich von einem Detektiv, daß der ehrbare Mitreisende, der ihn anfangs warnte zu spielen, der Anführer der Gaunerbande war.

Eine Erinnerung angenehmerer Art bieten mir zwei Fälle, wo ich, ohne Gefahr für mich selbst, zwei Menschenleben retten konnte. In einem Falle sah ich einen Arbeiter vom glatten Fußweg (Trottoir) ausgleiten und auf die Fahrstraße fallen im Augenblicke, als ein Lastwagen daherkam. Er lag schon unter den Pferden, die Räder waren nahe, noch ein Augenblick und er war zermalmt. Ich rannte herbei und zog ihn noch zu rechter Zeit auf das Trottoir zurück. Ein anderesmal kam gerade ein Zug in die Woolwich-Station gefahren, als ein junger Mensch von der sog. Plattform (Perron) hinabglitt. Eine Sekunde und der Zug hätte ihn erfaßt. Ich stand hinter ihm, faßte ihn rasch an einem Beine und zog ihn eiligst herauf. — Als ein alter Preisturner, der heute noch täglich seine Hantelübungen macht, habe ich bis zu einem höhern Alter eine gewisse Kraft bewahrt, die mir in obigen Fällen nützlich zu stehen kam.

Ich möchte hier einer Gefahr Erwähnung thun, die sich allerdings nicht auf London beschränkt, die einen überall bedrohen kann, die aber in einem so immensen Häusermeer besonders unheimlich ist. Es sind dies die Epidemien im allgemeinen und insbesondere die Cholera-Epidemie, deren ich zwei heftig auftretende in London erlebt habe. Der Anblick der stets in allen Richtungen fahrenden schwarzen Leichenwagen in den Straßen, die ernsten Gesichter der Passanten, die stillen Straßen, sonst so laut und geräuschvoll, machen allein schon einen unheimlichen Eindruck. Dazu noch die Tageszeitungen in den Händen aller, mit Berichten über die Verheerungen der Pest. Wenn nun gar ein Fremder, der in London keine Verwandten hat, unverheiratet, einsam in

Digitized by Google

einer Mietswohnung haust und niemand sich um ihn kümmert, die Freunde und Bekannten in der immensen Stadt in großen Entfernungen wohnen, so muß selbst der Mutige mit einiger Besorgnis an sein etwaiges Krankwerden denken. Man geht morgens frühe von Hause weg nach fernen Teilen Londons und kommt abends erst wieder heim. Wird man denn auch wieder heimkommen? frägt man sich unwillkürlich hie und da. Die Cholera macht oft einen kurzen Prozeß. Einige Stunden und es ist alles aus. Wie viele, einsam stehend und lebend, sind nicht mehr nach Hause gekommen! Fern von Hause wurden sie während des Tages von der Seuche heimgesucht, ins nächste Hospital gebracht und von da aus nicht selten nach dem Friedhofe! Ein jeder trug seine Anticholera-Mixtur in der Tasche, legte sich eine Flanellleibbinde an, trank kein Wasser, nahm sich beim Essen und Trinken in acht, war zu Hause mit Kamille und Eibisch reichlich versehen. All dieses war wohl gut, aber sicherte nicht vor der Seuche. Als einzelstehender, einsam wohnender Junggeselle hatte ich stets, für Identifikation meiner Person, meinen Namen, Wohnung, Geburtsort, Namen und Adressen Londoner Freunde in meiner Rocktasche aufbewahrt, so daß man wenigstens wußte, wer ich war, für den Fall, daß ich plötzlich scheiden sollte.

Ich hatte einmal, während der ersten Choleraepidemie den Besuch meines lieben Freundes Dr. Bronner aus Bradford, den dringende Geschäfte nach London riefen. Wir beschlossen zusammen den Kristallpalast zu besuchen und setzten uns auf das Dach eines Omnibus, der nach der Eisenbahnstation fuhr, die uns nach Sydenham bringen sollte. Bald überfiel mich auf dem Omnibus ein unbeschreibliches Gefühl, das sich während der kurzen Eisenbahnfahrt steigerte, ein nicht zu definierendes Gefühl des Unbehagens. Sofort nach Ankunft im Kristallpalast eilten wir nach dem Restaurant darin

Digitized by Google

und Bronner ließ ſich für mich ſofort eine Flaſche vom beſten Bordeaux geben. Ich leerte allmählich die Flaſche ganz allein. In kurzer Zeit tranſpirierte ich und bald darauf fühlte ich mich wieder beſſer und kehrte vergnügt mit Freund Bronner vom Palaſt zurück. War mein Übelbefinden eine Anmeldung der Cholera? Ärztliche Freunde behaupteten es und ſagten, daß die Seuche oft ſo begonnen habe. Übrigens fühlte ich die ganze Zeit über, ſo lange die Cholera währte, ein fortwährendes Kollern im Leibe, eine Unregelmäßigkeit in den Funktionen der Gedärme. Ich lebte allerdings ſehr ſtreng nach hygieniſchen Vorſchriften. Im Ganzen aber muß ich dankbar ſein, in der immenſen Rieſenſtadt zwei gefährliche Epidemien miterlebt zu haben und dabei verſchont geblieben zu ſein. Dem Bordeaux aber fühle ich mich ſeither dankbar verpflichtet.

Daß das Waſſer auf die Erzeugung der Cholera einen großen Einfluß hat, wurde in England ſchon vor der Entdeckung der Cholera-Bazillen als ſicher angenommen. In Indien ſchrieben engliſche Ärzte ſchon vor Jahren dem Waſſer die Entſtehung und Verbreitung der Cholera zu. In London hat man in den 60ger Jahren einen ſchlagenden Beweis für die Richtigkeit dieſer Annahme erhalten.

Im Zentrum Londons liegt eine Straße, Broad-Street, nahe am öſtlichen Zuſammenlaufe von Regent-Street und Oxford-Street. Dieſe Straße wurde dermaßen von der Cholera heimgeſucht, daß ganze Häuſer ausgeſtorben ſind und daß die übrigen Bewohner der Straße ſich in Schrecken flüchteten. Die ſonſt belebte, breite Straße ſah öd und verlaſſen aus, der Boden ſah aus als ob es geſchneit hätte, er ward nämlich mit Chlorkalk dicht beſtreut, zum Desinfizieren, was natürlich keinerlei Wirkung hatte. Was war nun die Urſache, daß gerade die breite, geſundſcheinende Straße ſo fürchter-

Digitized by Google

lich heimgesucht wurde? Ein trauriger Fall lieferte die Erklärung.

Eine Familie, die früher in Broad-Street gewohnt hatte und von da nach dem hochgelegenen gesunden Highgate, im Norden Londons, gezogen war, war so sehr an das klare, perlende, schmackhafte Trinkwasser eines vor einer Brauerei stehenden Pumpbrunnens gewöhnt, daß sie täglich eine Hausmagd hinab nach ihrer alten, entfernten Straße schickte, um von dem beliebten Trinkwasser zu holen. Diese Familie ward von der Cholera heimgesucht und starb aus. Ringsumher war in Highgate kein einziger Cholerafall vorgekommen. Der Fall wurde bekannt und die ganze Presse, insbesondere die medizinische, besprach denselben.

So wurde endlich die Aufmerksamkeit auf den fraglichen Pumpbrunnen gerichtet. Man analysierte dessen Wasser, fand es zwar kristallklar aber voll von animalischen Bestandteilen. Von den Cholerabazillen wußte man damals noch nichts. Woher kommen aber die animalischen Stoffe? Man forschte weiter nach und es stellte sich heraus, daß in der Nähe, etwa hundert Schritte vom Brunnen, unter einer kleinen, jetzt bebauten Straßen, zur Zeit der Pest in London 1666 eine große Pestgrube gegraben worden ist, in der Massen von an der Pest Gestorbener verscharrt worden sind. Die ganze Gegend war damals noch in der Umgebung von London und unbewohnt. Die Massen in der Nähe verscharrter Leichen füllten natürlich den Boden ringsumher mit animalischen Stoffen und das durch solchen Boden sickernde Wasser floß in die Cisterne des Pumpbrunnens und produzierte, nach Ansicht der medizinischen Presse das heftige Auftreten der Cholera in Broad-Street.

Gefährlicher als die Löwen, Tiger und Bären im zoologischen Garten von Regents Park, war zu meiner Zeit in

Digitized by Google

London eine herzlose Bande von zweibeinigen Tigern Brokers genannt. Passender wäre für sie das Wort breakers d. h. Zerstörer gewesen. Broker hat, je nach seinen Verbindungen, verschiedene Bedeutungen. So bedeutet Stock-broker Börsenmakler. Allein bedeutet das Wort Zwischenhändler, Agent. Die Brokers, von denen hier die Rede sein soll, die dem Volke so verhaßt waren und noch sind, herzlose, gefühllose, brutale Kerle, sind Agenten, die von den Besitzern von Häusern bevollmächtigt werden, im Falle der Nichtbezahlung eines fälligen Mietzinses, jedwede Art von Eigentum im Hause, das der Mieter inne hat, mit Beschlag zu belegen und wenn trotz alledem der Mieter nicht bezahlen kann, zu entfernen und zu verkaufen.

Dieses grausame Recht betraf bis in die 60ger Jahre nicht nur das Eigentum des schuldigen Mieters des Hauses, sondern auch das des Aftermieters, selbst wenn dieser letzterem seinen Mietzins regelmäßig bezahlt hatte. Der Aftermieter hatte allerdings das Recht, vom Hausbesitzer Aufklärung über die Zahlungsfähigkeit des Hausmieters zu verlangen. Aber einmal war es im Interesse des Hausbesitzers, seinen Hausmieter seiner Einnahmequelle nicht zu berauben, dann wußte der Aftermieter oft nicht, wer der Besitzer war und wo er wohnte, und zudem hätte er die Nachfrage stets zur Zeit der fälligen Hausmiete anstellen müssen. So kümmerte sich der Aftermieter gewöhnlich gar nicht um die Zahlungsfähigkeit seines Hausmieters. Infolge dessen kam es nun gar oft vor, daß Aftermieter, die regelmäßig ihre Miete bezahlt hatten, den unerwarteten Besuch von Brokers erhielten, die Beschlag auf ihre Habe legten und sich im Hause ruhig niederließen, bis der Hausbesitzer bezahlt war oder, wenn dies nicht der Fall war, auch noch die ganze Habe des unschuldigen Aftermieters veräußerten, zum Vorteil des Besitzers. Es wurde durch dieses

Digitized by Google

grauſame Recht oft entſetzliches Unrecht an armen Leuten verübt, die ſo all ihre Habe verloren.

In einer ſolchen Gefahr befand auch ich mich einmal. Mein Hausmieter aber, ein deutſcher Schneider, war eine ehrliche Haut. Er teilte mir nämlich eines ſchönen Morgens mit traurigem Geſichte mit, daß er die Brokers erwartete und um mich zu warnen gekommen wäre. In meinem Leben bin ich nicht ſo raſch ausgezogen. Sofort mietete ich in der Nähe zwei Zimmer und in fabelhaft kurzer Zeit waren Koffer, Bücher, all mein Eigentum aus dem gefährlichen Hauſe. Um des Schneiders Ehrlichkeit zu belohnen bin ich bald nachher, als die Gefahr vorüber war und derſelbe durch Aufbringen ſeines Mietzinſes ſich die Brokers wieder vom Halſe geſchafft hatte, wieder zu ihm in meine alte Wohnung gezogen. In England nämlich mietet man einzelne Zimmer vom Hausmieter auf die Woche, mit wöchentlicher Kündigungszeit, ſelbſt wann man Jahre darin hauſt. Ich habe auf dieſe Weiſe zwanzig Jahre drei möblierte Zimmer bewohnt. Die Bezahlung einer ſolchen Wohnung geſchieht daher auch wöchentlich und der Mietbetrag iſt auf die Woche berechnet. Es heißt, die Wohnung koſtet zwanzig oder dreißig Mark oder mehr oder weniger per Woche.

Schlimmer als mir erging es einem Landsmanne Dr. med. Schlund aus Mannheim, flüchtig in den 30ger Jahren infolge ſeiner Beteiligung am burſchenſchaftlichen Unternehmen in Frankfurt a. M., erſt in Straßburg, wo er als Dr. medicinae promovierte, dann in Paris und nach dem Staatsſtreich zuletzt in London, wo er als Zahnarzt praktizierte. Obwohl er ſeine Miete für ſeine drei Zimmer regelmäßig bezahlt hatte, ſo wurde ihm ſeine ganze Einrichtung, Möbel, Bücher, Inſtrumente, kurz alles von den Brokers mit Beſchlag belegt, infolge der Zahlungsunfähigkeit ſeines Haus-

Digitized by Google

mieters. Der arme Schlund, der all seine Mittel in seine neue Einrichtung gesteckt hatte, war über diesen scheußlichen Gewaltsakt so aufgebracht, daß er eine schwere Axt kaufte, und in Gegenwart der Brokers, die sich in einem seiner Zimmer eingenistet hatten, alle seine Möbel, Koffer, ein neuangekauftes Piano in tausend Stücke zerhieb, eher als solche den Hyänen von Brokers zu überlassen. Diese wagten es nicht, den rasenden Dr. Schlund, mit der Axt in der Hand, an der Zerstörung zu hindern.

„Mein Haus ist meine Burg" ist ein alter englischer Rechtsspruch, nach dem ein jeder sein Haus gegen Angreifer verteidigen kann, und das Recht hat, jedes Eindringen in sein Haus ohne richterliche Bevollmächtigung, zu verhindern. So kam es hie und da vor, daß Hausmieter, die die Brokers erwarteten, ihre Wohnung belagerungsfähig machten, sich mit Proviant versahen, alles verschlossen, verriegelten, verbarrikadierten, während die belagernden Brokers auf allen Schlichwegen in das Haus zu kommen suchten. Sie waren auf diese Weise aus Brokers Breakers, d. h. Einbrecher geworden. Eine solche Belagerung währte hie und da einige Zeit. War aber einmal nur ein Broker im Hause, sei es durch ein Kellerloch oder durch ein Dachfenster, so mußte der Hausmieter die Burg auf Gnade oder Ungnade ergeben.

Das Recht der Beschlagnahme des Eigentums des Aftermieters ist vor etwa fünfunddreißig Jahren aufgehoben worden.

Über den Londoner Nebel kursieren in Deutschland sonderbare Ansichten. Es giebt Leute, die meinen, daß London das ganze Jahr hindurch in einem dicken Nebel eingehüllt sei. Und doch ist die unendliche Stadt in Tagen des Frühlings, Sommers und besonders Herbstes so hell und klar als irgend eine große Stadt in Deutschland und ein blauer Himmel

Digitized by Google

wölbt sich nicht selten über ihr. Nur bei gewissen Temperaturverhältnissen, besonders bei gewissen Winden, die den Kaminrauch der Oststadt nach dem Westende treiben und denselben nicht aufsteigen lassen, ist die Luft „milky“ (milchig), wie die Leute sagen. Das aber, was man London Fog nennt, der eigentliche berühmte Londoner Nebel, kommt nur hie und da vor und zwar meistens im Spätjahr und Winter. Ein solcher Nebel ist dann oft ein wahres Phänomen, tritt oft plötzlich auf und hat verschiedene Farben: weiß, grau, orangegelb, schwarz. Seine Entstehung ist verschieden. Entweder wird er durch Seewinde vom Meere ins Land getrieben, oder der Ostwind treibt die Exhalationen der Sümpfe von Kent und Essex gen Westen und die Feuchtigkeit der Winterluft hindert ihr Aufsteigen und ihre Verdunstung. Am peinlichsten ist der schwarze Nebel. Infolge des nur teilweise konsumierten Kohlenstoffes der hunderttausende von Kaminen, dessen Zerstreuung und Aufsteigen vom Nebel verhindert wird, entsteht eine sonderbare atmosphärische Mischung, die bei Ostwind das Themsethal füllt, eine Mischung von Nebel und Kaminrauch. Ein solcher Nebel greift alle Sinne an. Eine kimmerische Dunkelheit legt sich über die Augen, deren Bindehaut durch den Kohlendampf empfindlich schmerzt, den Schall hört das Ohr mit Schwierigkeit, Geschmack und Geruch auch werden durch die Mischung angegriffen und für den Tastsinn ist alles klebrig und fettig. Bei solchem Nebel befolge man die Regel der Indianer Nordamerikas: man schließe den Mund und atme nur durch die Nase.

Die weißen Nebel erscheinen oft plötzlich bei heiterem Himmel und werden vom Winde von der See her getrieben. Eigentümlich sind die orangegelben Nebel, auch Erbsensuppennebel von den Londonern genannt, die, wie die schwarzen, eine Mischung der Ausdünstungen der Themsesümpfe mit dem

Digitized by Google

Rauche der Kamine und der Schornsteine des südöstlichen Fabrikviertels von London darstellen.

Auffallend ist oft das schnelle Kommen und Verschwinden des London Fog. Ich gehe in der Straße, alles ist hell, nebelfrei, nur oben hoch über den Häusern hängt ein gelber Teppich. Allmählich senkt sich der Teppich und in Kürze ist alles in dichtem Nebel verhüllt. Nach einiger Zeit hebt er sich wieder und die Umgebung ist wieder hell und klar wie zuvor. Merkwürdig sind auch die lokalen Nebel. Ich gebe davon ein Beispiel. Ich ging eines Morgens in Sonnenschein von meiner Wohnung in Gower-Street hinab nach der Eisenbahnstation von Charing-Croß um nach Woolwich zu fahren. Am Ende der Straße, in Oxford-Street, sah ich in der Ferne eine hohe grauweiße Wand, in der ich viele Leute eintauchen und verschwinden sah. Die Mauer war scharf abgegrenzt und die Leute vor ihr sah man klar und deutlich. Als ich vor ihr ankam, mußte auch ich hineintauchen und fand mich sofort in einer dichten, weißen Wolke. Ich ging weiter in der Richtung meiner Station und als ich mich derselben näherte, trat ich plötzlich wieder aus der Nebelwolke heraus und ging in hellem Sonnenschein weiter. Es war als ob sich auf dem Stadtteil eine Wolke niedergelassen hätte.

Wenn einer der phänomenalen Londoner Nebel auf der Stadt liegt, hört oft bei Tage selbst, jeder Verkehr mit Fiaker, Omnibus und Dampfer auf der Themse auf. Bei Nacht ist er aber noch fürchterlicher. Man sieht die zahlreichen Gaslampen nicht mehr. Die vielen Eisenbahnlinien in und um London sind in ägyptische Finsternis gehüllt. Die Signallampen der Eisenbahn, die grünen und besonders die roten Warnsignale können nicht mehr gesehen werden. In solchen Fällen fahren die Züge langsam und vorsichtig vorwärts und von der Lokomotive werden von Zeit zu Zeit Petardensignale

Digitized by Google

gegeben. So hört man auf vielen Linien Petarden in allen Richtungen. Züge, die mich von London nach Woolwich in dreißig bis vierzig Minuten brachten, brauchten zwei Stunden und so fuhr ich hin und zurück vier lange Stunden. Die Gefahren einer Kollision sind natürlich sehr groß und nur der vorzüglichen Organisation der Eisenbahnen ist es zu verdanken, daß so wenige Kollisionen stattfinden. In den einundzwanzig Jahren, die ich von London nach Woolwich gefahren bin, habe ich keine einzige Kollision erlebt.

Es erfordert eine ganz gründliche Ortskenntnis, um in einem London Fog seinen Weg nach seinem Bestimmungsort und nachts nach Hause zu finden. Das Lesen der Straßennamen, oder gar der Hausnummern ist eine Sache der Unmöglichkeit. Es machen allerdings viele Leute, besonders Jungen, sich den Nebel zu Nutzen, indem sie mit brennenden Fackeln ihre Begleiterdienste in den Straßen anbieten. Sehr oft aber sieht man trotz Fackeln nichts, und dann sind die Begleiter des Weges oft selbst nicht kundig, und die Fackeln sind gar oft eine Gefahr für die in Nebel gehüllten Vorübergehenden. Wenn der Nebel länger andauert, hie und da währt er 24 ja selbst bis 48 Stunden, dann ist die Verkehrsstockung bedenklich. In allen Fällen ist das Gehen in den Straßen gefährlich.

Es kam hie und da vor, wenn ich in Charing-Croß-Station ankam, daß ich den Weg nach Hause, den ich jahrelang täglich wiederholt gegangen war, nur mit Mühe und Überlegung fand. Ich kannte jede Ecke, jede Straßenwendung, ich sah sie aber nicht, mußte sie mit dem Stocke fühlen wie ein Blinder. Endlich an einer gezählten Ecke meiner Straße, Gower-Street, angelangt, wußte ich, daß mein Haus No. 101, das achte links war. Das Gaslicht war nicht zu sehen und ein Haus in der Straße glich dem andern. Im mittleren und östlichen London sieht häufig eine Straße aus, wie wenn nur

Digitized by Google

ein einziges langes Haus mit einer Anzahl von Thüren und Straßen-Treppen auf jeder Straßenseite stünde. Ich wußte nun, für solche Fälle die wievielte Treppe von der gewissen Ecke an die Thüre meines Hauses führte und fühlte daher mit dem Stocke jede der steinernen Treppen, bis ich an der achten angelangt war. Diese führte in meine Wohnung und mein Schlüssel öffnete die Thüre. Ich war endlich zu Haus und in Sicherheit und genoß das heitere Kaminfeuer nebst einem kräftigen Grog in meinem Studierzimmer.

Eines Abends 8 Uhr, als ich von der Kriegsakademie meinen gewohnten, tausendmal gegangenen Weg nach der Station Woolwich über den immensen Exerzierplatz eingeschlagen, verlor ich vollständig die Richtung, konnte mich nicht mehr orientieren. Ich sah den Fußweg nicht mehr zu meinen Füßen, sah die Hand kaum noch vor meinem Gesichte. So wanderte ich langsam weiter, als auf einmal eine Gestalt aus dem Nebel tauchte und an mich stieß. Das Unheimliche in einem dichten Nebel ist, daß Entgegenkommende bis zum letzten Augenblick nicht gesehen werden, bis sie vor einem stehen. Ich frug die geisterhafte Erscheinung vor mir: „bin ich auch auf dem rechten Wege nach Woolwich-Station?“ „Sie gehen ja gerade in der entgegengesetzten Richtung,“ antwortete die Gestalt, und der gute Mann brachte mich wieder in die rechte Richtung, die mich mit Mühe und Aufmerksamkeit nach der Station brachte.

Den London Fog benutzen natürlich die zahlreichen Londoner Diebe und Dirnen. Die ersteren bemächtigen sich ohne Gefahr der Uhren, Börsen und Taschenbücher, die letzteren, im Bunde mit Louis, führen die Wanderer gefährliche Wege, zu demselben Zwecke, zur Ausplünderung. Die beste Hilfe in der Not findet besonders der Fremde bei der trefflichen Londoner Straßenpolizei, deren Mannschaft überall verteilt auf der Wache steht und geht, mit großer Ortskenntnis ausge-

Digitized by Google

ſtattet, höflich, zuvorkommend, den Verlorenen von einem Poſten zum andern weiſt bis in die Nähe ſeiner Wohnung.

Solchen, die keine Ortskenntnis haben, Fremden, Kranken, überhaupt jedem, den ſein Beruf nicht notgedrungen auszugehen veranlaßt, iſt bei einem dichten London Fog der beſte Rat: „Bleib daheim“.

Ich will ſchließlich noch zwei kleine Nebelabenteuer hier mitteilen, die nicht mir, aber zwei mir bekannten Landsleuten begegnet ſind.

Ein deutſcher Orientaliſt, der ſich im Nebel nicht mehr orientieren konnte, ward in ſeiner Verwirrung von einer liebenswürdigen Dame angeſprochen, die ihm ihren Arm reichte und ihn den rechten Weg zu führen anbot. Er war im Begriff, den Arm der ſo freundlichen Dame anzunehmen, als plötzlich ein Polizeimann aus dem Nebel hervortrat, ihn fragte, wohin er gehen wollte und ihm zu folgen ihn aufforderte. Die Dame verſchwand hierauf raſch im Nebel. Der Polizeimann führte ihn zu einem andern Poſten, der dortige wieder zu einem andern und ſo fort, bis ihn der letzte vor ſeine Wohnung brachte. Der gute Orientaliſt, der in London noch nicht lange gelebt hatte, erzählte im deutſchen Athenäum Tags darauf vor anweſenden Landsleuten ſein Nebelabenteuer, lobte die engliſche Polizei, bedauerte aber, die Dienſte der ſo höflichen Dame, ſeines Schutzengels, nicht erhalten zu haben, worauf er von ſeinen mit dem Londoner Leben beſſer bekannten Landsleuten zu ſeinem Erſtaunen gehörig ausgelacht wurde. Der Polizeimann, ſagten ſie, wäre ſein zweifacher Schutzengel geweſen.

Das andere Abenteuer, das ich hier berichten will, iſt aber nicht ſo leicht verlaufen als das vorhergehende des Orientaliſten. Ein in London anſäſſiger, mit mir befreundeter badiſcher Landsmann, Pianiſt und Componiſt, fand ſich einſt ſehr ſpät in der Nacht in einem der furchtbarſten London

Digitized by Google

Fogs. Er fand aber keinen rettenden Polizeiengel. Ganz verwirrt und aufgeregt wußte er sich nicht zu helfen. Da stand plötzlich ein anständig gekleideter Mann mit einer Dame vor ihm, sah ihn in seiner Verlegenheit, und nachdem er von ihm gehört, was und wer er war und wo er wohnte, sagte er ihm, daß er sehr fern von seiner Wohnung in entgegengesetzter Richtung geirrt wäre und bot ihm freundlich an, für die Nacht in seinem nahen Hause ein Schlafasyl annehmen zu wollen.

Mein Landsmann war überglücklich, nahm mit herzlichem Dank das gastfreundliche Anerbieten an und folgte dem Paare. Sie traten bald in ein Haus ein, führten den Gast erst in ein Empfangszimmer und nachdem sie ihm einen heißen Grog als Schlaftrank geboten, führte ihn der Herr in ein Schlafzimmer und wünschte ihm gute Nacht. Der Musiker schlief bald in Gemütsruhe ein, seine Retter segnend. Als er am andern Morgen erwachte, war der Nebel verschwunden und die Sonne schien glänzend durch das Fenster seines Schlafzimmers. Er stand auf und suchte seine Kleider, fand aber keine. Er suchte und suchte, aber vergebens. Es lagen nur seine Unterhosen und Socken auf dem Stuhle neben seinem Bette. In der Westentasche hatte er eine goldene Uhr, in der Hosentasche eine Börse mit Goldstücken, in der Seitentasche des Rockes ein Taschenbuch mit einer £ 5 Note. Hosen, Weste, Rock, Überzieher, Stiefel, Schirm, Hut — alle waren verschwunden. Er läutete und läutete wie verrückt, bis endlich ein vierschrötiger, breitschultriger Kerl mit wilder Miene vor ihm erschien und ihn barsch frug, was er wollte. „Meine Hosen, Weste, Rock, meine Kleider will ich, wo sind sie?“ — rief mein Freund in höchster Aufregung.

Da ergriff ihn hohnlachend der Kerl, schleppte ihn die Treppe hinab nach der Hausthüre, sandte ihn mit einem Fußtritte bis mitten in die Straße und schloß die Thüre.

Digitized by Google

Mein armer, muſikaliſcher Freund erhob ſich langſam und mit Schmerzen infolge des Trittes und ſtand da im großen weiten London in der Straße bei hellem Tageslichte und hatte nichts an als Hemd, Unterhoſen und Socken. Was thun in dieſer Lage? Umringt von jubelnden Straßenjungen, angelacht von Paſſanten wanderte er langſam davon. In ſeiner Verwirrung vergaß der Arme drei höchſt wichtige Dinge, einmal die Nummer des Hauſes und den Namen der Straße, und dann Umſehen nach einem Polizeimann und drittens ſofortiges Aufſuchen der nächſten Polizeiſtation. Verwirrt, aufgeregt, verfolgt von Gaſſenbuben und dem Gelächter einer Maſſe Vorübergehender hielt er einen leeren, vorübertreibenden Fiaker an und es gelang ihm endlich mit Mühe, den Kutſcher zu überreden gegen ein gutes Trinkgeld ihn nach einer von ihm bezeichneten, nahe gelegenen Adreſſe zu führen. Es war die meinige. Warum nicht die ſeinige? Er wohnte im fernen Kew, in der Umgebung von London und der Kutſcher, der der Sache nicht recht zu trauen ſchien, wollte ihn nicht ſo weit fahren. So fuhr er bei mir vor, klopfte und läutete an der Hausthüre. Das Hausmädchen, das die Thüre öffnete, als es die Erſcheinung ſah, wollte die Thüre wieder raſch zuſchlagen, er aber hielt ſie feſt und drang in den Hausgang. Sie rief um Hilfe und die Hausfrau rannte herbei und erſchrak ebenfalls über die ſonderbare Erſcheinung. „Kennen Sie mich denn nicht, Mrs. Spafford? Ich bin ein Freund von Dr. S. Man hat mich meiner Kleider beraubt. Bitte, laſſen Sie mich ums Himmelswillen ein.“ Meine Hausfrau, eine herzensgute, alte Frau, erkannte ihn wieder, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, „for God's sake, wie ſehen Sie aus Mr. S.!“ So rufend führte ſie ihn in mein Studierzimmer und zahlte ſelbſt die vom Kutſcher verlangte extravagante Summe.

Digitized by Google

Als ich bald darauf nach Hause kam, liefen mir Hausmädchen und Hausfrau entgegen und letztere sagte zu mir: „Sie werden einen seltenen Besuch in Ihrem Studierzimmer vorfinden. Es ist ein Freund von Ihnen, sonst hätte ich ihn nicht eingelassen."

Als ich ins Zimmer trat, sah ich meinen musikalischen Freund in Unterhosen und Socken vom Sofa aufspringen und mir entgegen gehen. Mit düsterer Miene erzählte er mir, was ihm begegnet wäre. Ich begriff sofort die ganze Sache und war aufgelegt, ihn auszulachen, aber es wäre zu grausam gewesen. Ich lieh ihm von meinen Kleidern was ihm paßte und setzte ihn in den Stand, seine Wohnung in Kew aufzusuchen, wo die Hausleute seinetwegen in großer Unruhe gewesen.

Ich brauche kaum zu sagen, daß der gastfreundliche Mann ein Louis und seine Dame eine liederliche Dirne gewesen, daß sie ihn in ein sogenantes house of call, ein schlechtes Haus, geführt, wo einzelne Zimmer für kurze Zeit, für eine Nacht, für einige Stunden, vermietet werden. Die Hauswirte solcher Häuser sind in der Regel Spitzbuben. In obigem Falle war der Wirt mit dem Louis und dessen Dirne verbündet und da sie in meinem Freunde einen unpraktischen, der Stadt unkundigen Fremden sofort erkannt hatten, so wagten sie es, ihn vollständig auszurauben.

Niemals werde ich den Besuch in Unterhosen vergessen. Mein Freund komponierte selbst später darüber ein komisches Stück, betitelt: „Der Mann in Unterhosen".

Wenn man bedenkt, daß in der arrondierten Stadt London nahe an 6 Millionen Menschen wohnen, im Postdistrikt von etwa 24 englischen Meilen im Durchmesser etwa 12 Millionen, so muß man staunen über die nächtliche Stille. In vielen Vorstädten wohnt man wie auf dem Lande. Aber auch in vielen Straßen des Zentrums, insbesondere des West-

Digitized by Google

Zentrums, wo ich lange wohnte, ſchläft man ruhiger als in vielen kleinen deutſchen Städten. Überhaupt bieten die Nächte in London einen guten Schlaf, wahrſcheinlich infolge der durch die Ebbe und Flut bewirkten erfriſchenden Abendwinde. Die Ebbe und Flut gehen auf der Themſe durch die große Stadt und über ſie weit hinaus. Dann aber tragen die Anlage der Straßen, die mäßige Höhe und verhältnismäßig geringe Anzahl der Bewohner der Häuſer, das Zementpflaſter, in vielen Straßen des W. C. die Gärten hinter den Häuſern zur nächtlichen Stille bei.

So wenn ich, nach harter Tagesarbeit müde nach Hauſe kam, verbrachte ich noch manche ſtille Stunde im Studierzimmer und eine gute ruhige Nacht im hochgelegenen Schlafzimmer. Die Schlafzimmer liegen alle im höheren Teile der ſelten mehr als zwei- bis dreiſtöckigen Häuſer und über die breiten, weichen, trefflichen engliſchen Betten, mit ihren Vorhängen, geht nichts in der Welt. Es ſind die beſten Betten. Zur Stille in den Straßen trägt übrigens auch die vortreffliche engliſche Polizei bei, die überall zu jeder Nachtzeit zu finden iſt. Die Wirtshäuſer müſſen in der Woche um Mitternacht, an Sonntagen um 11 Uhr vor Mitternacht geleert und geſchloſſen werden. Lärm und Geſang auf den Straßen iſt ſtreng verboten. Einige deutſche Landsleute, friſchangekommen, meinten einmal, ſie könnten vom Wirtshauſe nachts nach Hauſe gehen, wie von der Kneipe ihrer kleinen deutſchen Vaterſtadt und begannen zu jodeln und zu ſingen und zu brüllen. Es dauerte aber nicht lange und ſie wurden von der Polizei eingeſponnen, brachten die Nacht in der Polizeiſtation zu und wurden den folgenden Morgen vom Polizei-Magiſtrate mit einer Warnung entlaſſen. Sie ſangen und brüllten nachts nie wieder in den Straßen.

Die einzige unangenehme Erfahrung, die ich die langen

Digitized by Google

30 Jahre, die ich in London wohnte, im Hause gemacht habe, war die Musik und zwar nicht nur bei Tag sondern auch bei Nacht. Gegen den Lärm in den Häusern selbst hat die Polizei nichts zu sagen. Sie kann sich da nur ins Mittel legen mittelst richterlicher Entscheidung.

Ich hauste einmal in einer reizenden Wohnung auf dem nach Hampstead ansteigenden Hügel, von wo aus ich eine Aussicht über die unermeßliche Stadt hatte und auf einer Höhe auf deren entgegengesetzten Seite, den Kristallpalast in der Morgen- und Abendsonne glänzen sah. Die Straße war still wie auf dem Lande. Ich fühlte mich überaus glücklich in dieser Wohnung. Mit einemmale begann aber in einem der nebenan stehenden Häuser morgens um 7 Uhr in einem an mein Schlafgemach stoßenden Zimmer ein Mädchen Anfangsübungen auf dem Piano mit Tonleiterexerzitien zu spielen, zu einer Zeit, wo ich noch des Schlafes bedürftig war, da ich selten vor ein Uhr oder halb zwei zu Bette kam. Es dauerte nicht lange, so begann im Nachbarhause auf der andern Seite in einem an mein Studierzimmer stoßenden Zimmer ein italienischer Sänger, der in Londoner Musikhallen sich hören ließ, sich in Trillern zu üben, zu einer Zeit, als ich arbeiten wollte und sollte. Ich wohnte eine Treppe hoch in meinem Hause. Die Wohnung unter mir bezog ein junger englischer Anwalt. Sein Schlafzimmer war gerade unter dem meinen. Der junge Anwalt litt an Schlaflosigkeit und um sich die Langeweile zu vertreiben oder sich einzuschläfern, spielte er mitten in der Nacht in seinem Bette die Flöte. Jetzt rissen die Fäden meiner Geduld. Ich kündete meine reizende Wohnung und floh mit Sack und Pack. In London mietet man, wie ich schon mitgeteilt habe, möblierte Zimmer auf die Woche mit wöchentlicher Kündigung. Dies war übrigens meine einzige unangenehme Erfahrung der Art.

Digitized by Google

Beſſer halfen ſich zwei deutſche Maler meiner Bekanntſchaft. Sie hatten zuſammen ein Atelier genommen in einer Straße des Weſt-Zentrums, in der damals faſt in jedem Hauſe Künſtlerateliers waren. Während ſie eines Tages an der Arbeit waren, hörten ſie auf einmal einen ſchottiſchen Dudelſack in einem Atelier nebenan im ſelben Hauſe von einem ſchottiſchen Künſtler bewohnt. Der ſchottiſche Dudelſack iſt das lauteſte aller Inſtrumente. Er blies lang und oft auf ſeinem Sacke, wahrſcheinlich um künſtleriſche Ideen zu erwecken. Die deutſchen Nachbarn ließen ihn höflichſt erſuchen, womöglich nicht während ihrer Arbeitsſtunden zu blaſen. Der Schotte kümmerte ſich aber nicht um die Bitte und fuhr fort zu blaſen. Da fielen die zwei Landsleute auf einen originellen Gedanken. Das Schlafzimmer des Schotten war, wie alle Schlafzimmer in Londoner Häuſern, im höheren Stockwerke und ſtieß an das ihre. Sie mieteten nun ein Piano und ſtellten es in ihrem Schlafzimmer hart an die Wand, gerade wo im andern Zimmer des Schotten Bett ſtand. Sie beſprachen ſich darauf mit einer Anzahl muſikaliſcher Freunde, und ließen ſich für kurze Zeit ein Bett in ihrem Atelier herrichten. Nachts, als die Glocke 12 ſchlug, begann nun ein deutſcher Freund, nachdem er ſich mit einem Grog geſtärkt, in das Schlafzimmer der beiden Maler zu ſteigen, ſpielte auf dem Piano bis 1 Uhr und ging dann nach Hauſe. Um 2 Uhr kam ein anderer und ſpielte bis 3 Uhr und um 4 kam wieder einer, ſo daß die muſikaliſchen Aufführungen bis 8 Uhr mit Unterbrechungen gegeben wurden. Die nächſte Nacht wiederholte ſich das Experiment. Die dritte Nacht ward die ganze Nacht ohne Unterbrechung geſpielt. Da ward der Schotte gebändigt. Er packte ſeine Sachen und verließ das Haus auf Nimmerwiederſehn zur großen Freude nicht nur der deutſchen Maler, ſondern auch des Mietsherrn.

Digitized by Google

XI.

Die Deutschen in England. — Die deutschen Exilierten.

Die Deutschen in England während des deutsch-dänischen und deutsch-französischen Krieges. — Ein französisches unterseeisches Kabelschiff in der Themse. — Deutsches Vereinsleben in London.

Die vorhergehende Skizze meines Lebens in England beschränkte sich hauptsächlich auf eine trockene Beschreibung meiner pädagogischen und litterarischen Wirksamkeit, ohne in mein sonst so wechselvolles, bewegtes Leben näher einzugehen, von welchem ich später einmal ein Bild zu entwerfen hoffe. Es dürfte aber doch hier am Platze sein, noch einige Worte über die Wirksamkeit der deutschen Exilierten im allgemeinen und über meine Thätigkeit im besondern, in der deutschen Kolonie Londons beizufügen.

Mit wenigen Ausnahmen haben die deutschen Exilierten in England, trotz politischer Verfolgungen, ein warmes Herz für ihr Vaterland bewahrt. Es sind gerade die Verbannten von 1848 und 1849, welche in England unter den Landsleuten zuerst das deutsche Bewußtsein weckten. Es war dies besonders durch das großartige Schillerfest am 10. November 1859 im Kristall-Palast, wo sich die gesamte deutsche Kolonie Londons — zum erstenmale, seitdem es Deutsche in London

Digitized by Google

giebt — in den riesigen Räumen vereinigt fand. Dieses Fest weckte unter den Deutschen Londons das Gefühl der Zusammengehörigkeit und rief eine große Anzahl deutscher Vereine ins Leben. Dieses Fest aber wurde von Verbannten vorgeschlagen, organisiert und geleitet. Gottfried Kinkel hielt die Festrede, Ferdinand Freiligrath dichtete die Festkantate, Karl Blind verfaßte eine englische biographische Skizze Schillers als Festschrift. Von der Heimat verjagt, erweckten die Exilierten zuerst unter den Deutschen Londons das Gefühl für die Heimat. Wie gewaltig sich dieses Gefühl von da an entwickelte und stärkte, zeigte sich zur Zeit des deutsch-dänischen und später des deutsch-französischen Krieges, wo wieder die Verbannten in der ersten Reihe der Patrioten standen und ihre Kräfte der Sache der sie verschmähenden Heimat widmeten.

Unsere deutschen Gesandtschaften, zahlreich wie sie ehemals waren, boten in früheren Zeiten nette, bequeme Posten für Herren der höhern Gesellschaftsklasse. Sie hatten eine angesehene und zugleich bequeme leichte Stellung inne, spielten in der fremden Gesellschaft eine Rolle, und um ihr Land oder Ländchen plagten sie sich nicht. In Paris amüsierten sie sich nach 1849 mit Verfolgung der Exilierten ihres Landes oder Ländchens. In kritischen Zeiten übten sie nicht den geringsten Einfluß auf die fremde Regierung, auf die Presse, auf die öffentliche Meinung aus. In Beziehungen zur Presse standen sie nicht, wohl aber die französische Gesandtschaft in London. Als in den 60ger Jahren die englische Presse und das englische Volk von dänischem und französischem Einflusse gegen Deutschland bearbeitet wurden, thaten die deutschen Gesandten gar nichts im Interesse ihres Landes. Die Gesandtschaft eines großen deutschen Staates entschloß sich endlich, etwas zu thun. Aber wie? Ein Herr der fraglichen Gesandtschaft besuchten ämlich den exilierten Karl Blind und ersuchte ihn im Namen des Ge-

Digitized by Google

ſandten, die engliſche Preſſe in deutſchem Intereſſe zu bearbeiten. Karl Blind erwiederte dem Herrn, daß das, was er wünſchte, ſchon ſeit einiger Zeit von ihm und ſeinen Freunden geſchehen ſei und auch fürder und zwar ohne die Geſandtſchaft, geſchehen würde. Ein ganz kleiner Verein Exilierter, genannt „Deutſche Einheit und Freiheit", zu dem auch ich gehörte, hat auf eigene Koſten engliſche Broſchüren veröffentlicht, worunter beſonders die folgende großen Einfluß übte: „They shall remain together"; An Outline of the State of Things in Schleswig-Holstein, by Karl Blind (1861). Dieſe Broſchüre ward nicht verkauft, ſondern in Maſſe verteilt an Kabinettsminiſter, Parlamentsmitglieder, die geſamte Preſſe und zahlreiche Männer von Einfluß. Sie machte großen Eindruck und trug nicht wenig dazu bei, im Kabinett eine Oppoſition gegen Lord Palmerſtons Einmiſchungspläne hervorzurufen. Der alte Pam, wie er im Volke genannt wurde, wollte nämlich eine engliſche Flotte mit 40 000 Mann engliſcher Truppen als Hilfskorps nach Kopenhagen ſchicken, derſelbe Miniſter, der 1812 Kopenhagen, wegen Dänemarks Allianz mit Napoleon, bombardieren ließ. Die wenigen deutſchen exilierten Mitglieder des genannten Vereins, bezahlten die Druckkoſten der Broſchüren aus ihren eigenen nicht ſchwer belaſteten Börſen. Obige Blindſche Schrift allein koſtete einen jeden über 100 Mark für den Druck.

So wie beim däniſchen Kriege, ſo auch beim deutſch-franzöſiſchen 1870. Nicht die Geſandten, ſondern einzelne Deutſche, darunter in erſter Reihe Exilierte, vor allen wieder Karl Blind, traten in der Preſſe für Deutſchland auf. Ich darf wohl hier erwähnen, daß ein Brief von mir an die Daily News über die Politik Napoleons von Gladſtone in einer ſeiner Schriften erwähnt worden iſt. Der Raum geſtattet mir hier nicht, näher auszuführen, was einzelne Deutſche

Digitized by Google

in jener Zeit gethan haben. Die Gesandten wußten fast nichts von allem was insgeheim vorging. Sie wurden stets von Landsleuten, die ihnen fremd waren, informiert. Wenn in Liverpool oder einem andern Hafen ein mit Waffen beladenes Schiff nach Frankreich abgehen sollte, ward dieses der preußischen Gesandtschaft von ihr unbekannten Deutschen berichtet und diese that erst dann Schritte, um mit Berufung auf die Neutralitätserklärung Englands den Abgang der Schiffe zu verhindern — was stets geschah.

Wenn ich von den Diensten, die einzelne Deutsche in England in jenen kritischen Tagen ihrem Vaterlande leisteten, nur im Allgemeinen sprach, so will ich doch einen Fall etwas eingehender berichten, da er für die Kriegsführung von großer Wichtigkeit gewesen ist. Vorher aber will ich nur noch eines Umstandes Erwähnung thun. Als bei Ausbruch des Krieges man in Deutschland die Beteiligung Viktor Emanuels zu Gunsten Napoleons mit Recht befürchtete, wandte man sich von Berlin nach London an einen deutschen exilierten Freund Mazzinis, um letzteren zu veranlassen, durch seinen Einfluß in Italien eine Stimmung für Deutschland gegen Napoleon hervorzurufen, indem man ihm, wo nötig, selbst Geldmittel und Waffen in Aussicht stellte. Mazzini bedurfte des Anerbietens nicht. Er arbeitete aus eigener Überzeugung gegen Viktor Emanuels Pläne mit Erfolg.

Im Dezember 1870 wurde ein deutscher Exilierter in London von einem ebenfalls exilierten Freunde benachrichtigt, daß — es war an einem Samstage — am darauffolgenden Mittwoch ein Schiff mit einem unterseeischen Telegraphenkabel aus der Themse abfahren sollte, dessen Zweck war, Dünnkirchen, Havre, Cherbourg, Brest und Bordeaux durch unterseeisches Kabel zu verbinden. Frankreich hatte von einer Londoner Gesellschaft unter dem Vorsitze von Sir Charles

Digitized by Google

Bright ein für Südamerika ursprünglich bestimmtes unterseeisches Kabel gekauft, um die französischen Städte im Kanal mit der Westküste zu verbinden und so einen einheitlichen Kriegsplan zu ermöglichen zwischen der von den Deutschen teilweise abgeschnittenen Nordarmee und den Heeren des Westens und Südens. Der deutsche Exilierte, dem dieser wichtige Plan mitgeteilt worden war, veranlaßte einen Bekannten des damaligen preußischen Gesandten, Graf Bernstorff, der keine Ahnung davon hatte, diesen mittels einer anonymen Auseinandersetzung damit bekannt zu machen. Er sandte tags darauf noch einen anonymen Brief an die Gesandtschaft mit bestimmten Details über Ort und Zeit der Abfahrt des Kabelschiffes. Der preußische Gesandte verlangte sofort Beschlagnahme des Schiffes mit Berufung auf die Neutralitätserklärung. Am Mittwoch morgens, zwei bis drei Stunden vor der festgesetzten Abfahrt des Schiffes, legte die englische Admiralität Beschlag auf das Schiff und brannte den Pfeil, als Zeichen, darauf. Die Käufer, Agenten der französischen Regierung, protestierten umsonst, die Sache kam vor den Gerichtshof der Admiralität, wo sich die Verhandlungen bis in die zweite Hälfte des Januar 1871 hinauszogen, eine Zeit, wo das Schiff Deutschland keinen Schaden mehr anrichten konnte und der preußische Gesandte die Verfolgung fallen ließ.

Es war ursprünglich bestimmt worden, daß das Kabelschiff von der Werfte der Kabelkompagnie Silver & Comp. auf dem nördlichen Themseufer, erst mit englischer Flagge auslaufen, und erst auf offener See die französische Flagge aufhissen sollte. Da die französische Flotte zur See Deutschland gegenüber vollkommen Meister war, so konnte sie dann nichts mehr in ihrem Plane stören.

Als der preußische Gesandte in London König Wilhelm damals in Versailles von dem Plane benachrichtigte, tele-

Digitized by Google

graphierte Bismarck umgehend zurück, alles aufzubieten um das Auslaufen des Schiffes zu verhindern. Das unterseeische Kabel hätte Einheit in die Bewegungen der Nord-, West- und Südarmee Frankreichs gebracht.

Diesen Dienst haben dem deutschen Heere deutsche Exilierte erwiesen, deren Namen aber absichtlich ein Geheimnis geblieben ist.

Ich will hier noch mit wenig Worten übersichtlich andeuten, was die Deutschen in England während des Krieges 1870 zum Nutzen und Besten ihres Vaterlandes gethan haben.

Schon im September 1870 veranstaltete das Londoner deutsche Athenäum eine Ausstellung geschenkter Gemälde und Bilder zum Besten der Witwen und Waisen der gefallenen deutschen Soldaten. Selbst einige königlich-englische Prinzessinnen schenkten selbstverfertigte Bilder dazu. Es ward eine Lotterie dafür veranstaltet und das Ergebnis war die Summe von etwa £ 3000, sechzigtausend Mark, die nach Berlin geschickt wurden. Die Leiter der Ausstellung waren die deutschen Maler Karl Haag, Joseph Wolf und Wilhelm Kümpel.

Zu gleicher Zeit ward für die deutschen Verwundeten eine Geldsammlung ins Leben gerufen, die über £ 60000 Pfund Sterling (1 Million 200000 Mark) einbrachte, nebst einigen sympathisierenden Engländern nur von Deutschen gezeichnet. Unter den Engländern ward eine besondere Summe für Deutsche und Franzosen zugleich gesammelt.

Von der großen deutschen Turnhalle gingen wöchentlich zweimal große Sendungen ab zum Besten der deutschen Soldaten. Die Kisten enthielten warme Unterkleider, Verbandstücke, Aderpressen, Eismaschinen ꝛc., ja selbst Massen von Zigarren, die von Londoner Deutschen den Truppen zugeführt wurden. Einer derselben, der zur Zeit populäre Sprecher

Digitized by Google

des Turnvereins, Winter, holte sich bei einer solchen Reise eine tötliche Krankheit und starb in Mainz im Dezember 1870.

Zu alledem errichteten die Deutschen in England auf eigene Kosten auf einer Anhöhe bei Bingen am Rhein ein eigenes Feldlazaret, dirigiert von dem deutschen Landsmann Dr. Thudichum, zur Zeit Professor am St. Thomashospital in London.

Dies ist aber noch lange nicht alles, was die patriotischen Deutschen in England zu jener Zeit gethan haben.

Ich will die Anzahl der deutschen Männer, Frauen und Kinder in England und Schottland höher schätzen als sie wirklich beträgt, sagen wir auf 150 000, von denen der bei weitem größte Teil unbemittelte Arbeiter, Schneider, Schuster, Bäcker, Goldschmiede, Schreiner und andere Handwerker und Kellner sind. Ich möchte nur fragen, ob von einer gleichen deutschen Stadtbevölkerung, oder einer gleichen Zahl Deutscher in Deutschland von gleicher Klassenmischung, ebensoviel für die vaterländische Sache gethan worden ist, als von den Deutschen in England? Und an der Spitze der Deutschen, die sich in England um das Vaterland bemühten, stand eine Zahl deutscher Verbannten.

„O deutsches Land, wie deine Adler fliegen
Zu spätem Ruhm in Geist- und Schwertessiegen,
Jauchzt auch dein Sohn dir aus der Fremde zu.

Wenn durch dein Volk ein großes Leiden zittert,
Wir fühlen's auch, wie's bang in uns gewittert,
Denn unsre Lust und unser Weh bist du."

(Gottfried Kinkel.)

Auch auf dem Felde englischer Erziehung wirkten die Exilierten, und manche unter ihnen errangen sich als Schulmänner einflußreiche Stellungen und trugen in hohem Grade

Digitized by Google

zur Verbreitung des Studiums der deutschen Sprache und Litteratur in England bei, das seitdem gewaltige Fortschritte gemacht hat.

An der Gründung und Entwicklung deutscher Vereine in England, deren einige mit der Zeit einen großen Aufschwung genommen haben, hatten ebenfalls deutsche Exilierte einen beträchtlichen Anteil, unter andern am jetzt so bedeutenden deutschen Turnvereine, an der früheren Londoner deutschen Gesellschaft für Wissenschaft, am deutschen Verein für Kunst und Wissenschaft in London. In der Londoner deutschen Gesellschaft für Wissenschaft, zu deren Gründern ich gehörte, waren eine Zeitlang der exilierte Professor Goldstücker erster und ich zweiter Vorsitzender. Ich habe später den Anschluß dieses Vereins an den letztgenannten veranlaßt. In der Gesellschaft für Wissenschaft hielt ich eine Vorlesung über die Todesstrafe, die einer Debatte unterworfen ward und im Jahr 1869, wie oben erwähnt, im Drucke erschien. Es ist aber besonders der jetzt blühende Verein für Kunst und Wissenschaft, auch deutsches Athenäum genannt, an dessen Organisation und Entwicklung ich keinen kleinen Anteil genommen habe. Da meine Beteiligung daran nebst einem administrativen, noch einen wissenschaftlichen Charakter trägt, so ist es wohl hier am Platze, auch noch meiner litterarischen Arbeiten in diesem Vereine mit einigen Worten zu gedenken. Als langjähriger erster Vorsitzender der wissenschaftlichen Abteilung dieses Vereins habe ich nebst dem Entwurf und der Abfassung der ersten und zweiten Auflage der Satzungen desselben und einer Reihe von Jahresberichten, eine ziemliche Anzahl von längeren Vorträgen im Vereine gehalten, teils litterar-historisch, teils historisch, von denen inzwischen einige im Drucke erschienen sind, u. a. die oben erwähnten: „Deutsche Stich- und Hiebworte."

Digitized by Google

Von meinen Vorlesungen im Vereine dürften vielleicht folgende hier noch eine Stelle verdienen: Die frühesten germanischen Ansiedlungen in Britannien. — Deutsche Reisende in England im 16. Jahrhunderte. — Die englischen sozialen Gilden des Mittelalters. — Die Stellung der Ehefrau im Staate des Altertums (zwei Vorlesungen). — Deutsche Kriegsabenteurer in alten Zeiten. — Die Entwicklung der konstitutionellen Monarchie in England; eine historische Skizze mit Anknüpfung an die Gegenwart. — Excentrische und abenteuerliche Deutsche in England im 17. und 18. Jahrhunderte. In den obengenannten Jahresberichten von mir mögen noch zwei Nekrologe (1881) hier hervorgehoben werden, der eine vom Maler Wilhelm Kümpel aus Holstein, einer der Gründer und Beförderer des Vereins, ein Mann von großer Hingebung und lange politischer Gefangener und später Exilierter zur Zeit der dänischen Herrschaft; der andere von meinem lieben alten Freunde Arnold Ruge, Ehrenmitglied des Vereins. Nach meiner Rückkehr in die alte Heimat hat mich der Verein mit meiner Ernennung zu seinem Ehrenmitgliede und mit einem prachtvollen Album seiner Mitglieder erfreut.

Digitized by Google

TAYLOR INST. OXFORD

XII.

Das Exil.

Einfluß des Exils. — Ein Exilierter im Elend.

Ehe ich meine Skizze des Lebens eines Exilierten schließe, drängt es mich, noch einige Worte über das Exil, dessen Einfluß auf den Geist, den Charakter, das Gemüt, das Temperament des Exilierten zu sagen. Als einer, der diese harte Schicksalsprobe zu bestehen hatte, darf ich mir wohl hier erlauben, an die Spitze dieses Abschnittes ein von mir selbst verfaßtes bescheidenes Gedicht zu stellen, das aus meiner eigenen Stimmung entstanden ist. Ich habe es für einen der Kompositionsabende des Londoner deutschen Athenäums geschrieben. Es wurden zu meiner Zeit in diesem schönen deutschen Verein für die sog. Kompositionsabende von Künstlern Aufgaben gestellt, die von Malern, Bildhauern und wenn zulässig auch litterarisch und selbst musikalisch bearbeitet wurden. Obwohl ich nicht vom Ehrgeiz besessen war, ein Dichter sein zu wollen, haben mich doch diese Abende dermaßen angeregt, daß ich — nachdem ich in meinen reiferen Jahren nie Verse geschmiedet hatte — mich als alter Knabe noch ans Dichten wagte und nebst einer Zahl anderer Kompositionsaufgaben, die Aufgabe Einsamkeit-Fremde mit folgendem anspruchslosem Beitrage bearbeitete, für den ich einige der leitenden Gedanken den „Paroles d'un Croyant" von Lamennais entnommen habe, dessen Bearbeitung aber frei und unabhängig ist.

Digitized by Google

Klage des Verbannten.

Schwermütig, einſam irrt er auf der Erde,
Geſenkten Haupts durch fremder Völker Land,
In ſich verſunken raſtet er am fremden Herde,
Verſchloſſen, unbegriffen und verkannt.
Des Fremdlings Liebe niemand je begehrte,
Sein ſtilles Leiden niemand je verſtand;
Einſam iſt in Verbannung er verbannt.

Der Himmel glüht in Pracht, die Sonne ſinkt;
Vom hohen Bergespfad blickt er hinab ins Thal,
Wo gaſtlich ihm ein rauchend Hüttlein winkt.
Am Herd ſitzt der Familie volle Zahl,
Und ſüß ihr Abendſang zu ihm aufklingt.
Glückſelig, wen im Freundes Kreis das Mahl ergötzt!
Die Thräne des Verbannten bittres Brot benetzt.

Wohin doch jene dunkeln Wetterwolken jagen?
Wohin ſie vor dem wilden Sturme fliehn?
Auch ich, wie ſie, bin von dem Sturm verſchlagen,
Wie ſie, flieh' ich auch, weiß ich es wohin?
Sie ſind alleine nicht, können ſich die Leiden klagen;
Wer aber fragte je wohin ich irrte?
Gleichviel wohin! Er zieht allein der Exilierte.

Wie herrlich ſprießt und blüht die Pflanzenwelt empor,
Der Bäume üppig Laub, der Blumen Farbenglanz!
Doch mir iſt fremd der Wald, der Auen bunter Flor,
Sind ja nicht Bäum', noch Blumen meines Heimatlands.
Sie liſpeln mir nichts Trauliches ins Ohr,
Sie mir in unbekannten Sprachen flüſtern, wehen,
Die des Verbannten Herz nicht kann verſtehen.

Sanft rieſelnd rinnt das Bächlein durch das Feld.
Wie oft hab' ich als Kind des Bächleins Sprach' belauſcht!
Doch dieſes Murmeln wecket nicht die Märchenwelt
Der Kindheit auf, wo ich, von Luſt und Freud' berauſcht,
Dem Falter gleich, die ſüßeſten der Blumen mir erwählt.

Digitized by Google

Mir lächeln nicht die Kinder der Natur,
Allein iſt der Verbannte in Kammer, auf der Flur.

Mit Trauer und mit Freud das Lied beſeelt,
Das dort im Hain begleitet die ſüße Nachtigall,
Welches der Hörer Buſen mitempfindend ſchwellt.
Es find't in meinem Buſen keinen Wiederhall,
Mein ödes, finſtres Herz es nicht erhellt,
Es rührt nicht meine Trauer, meine Freud.
Freud? — Des Verbannten Los iſt ungeteiltes Leid!

Was weinſt du, Fremdling? hört' ich oft mich fragen,
Und als mein Herz ich aufſchloß, trauerte, weinte keiner,
Keiner verſtand mein Leid, mein ſtilles Klagen.
Greiſe ſaßen in ihrer Kinder Mitte, großer, kleiner,
Wie Schößling' die Olive, ſie ihn im Kranz umlagen, —
Kein Greis mich Sohn, kein Sohn mich Bruder nannte.
Einſam, freundlos, allein iſt der Verbannte.

Ein Lächeln ſtrahlte auf des Mädchens blühnden Wangen,
Rein wie die Briſe von des Morgenwindes Schwingen;
Ihm galt es, dem ihr Herz ſich hingab unbefangen.
An mir die Blicke keiner wärmend hingen,
Kein Blick, kein Lächeln meines Herzens Eis bezwangen;
Mit Mitleid nur ſieht ſie den düſtern Fremdling an.
Auf meinem öden Herzen auch laſtet der Bann.

Ich ſah wie Bruſt an Bruſt Jünglinge ſich umſchlangen,
Als wollten ſie in eins verſchmelzen beide Leben;
Schwüre von ew'ger Treu aus ihrem Buſen drangen,
Für Leid und Freud, auf immer ſie ſich hingegeben,
Bis beide endlich eine kühle Ruheſtätt' umfangen.
Keiner von ihnen aber preßte mir die Hand —
Ich bin geächtet ja, verflucht, verbannt.

Ich ſeh' fern über'm Meer ein Sterbebett; ſie drücken
Auf ſeine bleichen Lippen den Abſchiedskuß;
Mich ſucht in Schmerz er mit betrübten Blicken:
„Ruh' ſanft du Guter!" noch als Scheidegruß
Sie in das offne Grab mit Thränen ſchicken.
Troſtlos, allein wein' ich in ſtillem Schmerzerguß.

Digitized by Google

Vom Sterbebette selbst verstoßen, vom Grabe selbst verbannt,
Irr' trostlos, mitleidslos ich fern vom Heimatland.

Armer Verbannter, höre auf dein Leid zu klagen.
Nur eine Nachtherberg ist diese Welt.
Ein jeder wird, wie du, vom Sturm verschlagen,
Nach langer oder kurzer Fahrt sein Schiff zerschellt;
Vom teuren Heimatlande ins Exil getragen
Ziehn alle, alle hin, geknickt, gefällt,
Alle, für die das Herz in Liebe brannte,
Gehen, vergehn, werden, wie du, Verbannte.

Meinem eigenen keinen poetischen Wert beanspruchenden Stimmungsgedichte lasse ich hier noch zwei andere bessere von meinem lieben Jugendfreund Franz Volk folgen, gedichtet im Exile in Zürich, der nach Rückkehr in die alte Heimat, als Arzt und Bürgermeister seiner Vaterstadt Offenburg im Jahre 1890 gestorben ist. Ich fand die beiden Gedichte in seiner hinterlassenen, bis jetzt noch nicht veröffentlichten Gedichtsammlung.

Erinnerungsschmerz.

Mein Aug', wend' dich zurück vom Vaterlande!
Es ist das Land der Wehmut und der Thränen,
Wo offen noch die frischen Gräber gähnen
Von manchen Streitern, so ich lieb mir nannte.

Wo meine Freund' in schwerem Eisenbande
Sich bleich an feuchte Kerkerwand hinlehnen,
Weil einst ihr Mund in kühnem Freiheitssehnen
Dem Volk ein keckes Lied entgegensandte.

Zurück vom Lande, wo die jungen Bräute
Sich klagend auf die Sarkophage bücken,
Wenn des Geliebten mahnt ein Grabgeläute;
Wo ihren flücht'gen Sohn nach fernem Strande
Die Mutter grüßt, statt ihn ans Herz zu drücken!
Mein Aug' zurück von meinem Vaterlande!

Digitized by Google

Grabrosen.

Bang flüstern durch des Friedhofs Trauerweiden
Mit Geisterwort die leisen Abendlüfte
Und um die Gräber ziehn der Rosen Düfte,
Die weinend pflegt der Rückgebliebenen Leiden.

Wie muß ich selbst die süßen Schmerzen 'neiden
Die traurig niederknien auf diese Grüfte:
Sie können ja noch über diese Todesklüfte
Der Liebe Rosen streun nach herbem Scheiden!

Mir aber ruht im fernen Heimatlande
Der Vater dort in unbekanntem Grabe,
In das die Sorg' ob mir so früh ihn sandte.
Verbannet kann ich seine Gruft nicht sehen,
Und irrend an dem ew'gen Wanderstabe,
Ach weiß ich nicht, ob Rosen darauf wehen!

„Es ist eine eigene Sache um das Heimweh" — sagt Friedrich Gerstäcker — „und ein, dem vaterländischen Boden entrissener Mensch ist fast wie ein aus der Erde, die ihn erzeugte, genommener Baum. Er stirbt vielleicht nicht ab im fremden Lande, — die Wurzeln schlagen wieder aus, aber die feinen, zarten Teile derselben sind doch noch im alten Bett zurückgeblieben — jene tausend kleinen unbedeutenden Fasern wurden verletzt und getrennt, und wenn sie auch zu dem Leben des Baumes nicht unbedingt erforderlich waren, so thun sie ihm doch recht weh, und ihr Verlust schmerzt noch lange nach". Die Wahrheit dieser Worte haben wohl fast alle erfahren, welche sich bleibend in der Fremde niederließen. Verpflanzung in einen fremden Boden ist aber oft noch sehr schwer von andern Gesichtspunkten als denen des Gefühles. Es ist unendlich leichter in der Heimat auf den schon vorbereiteten, gegangenen offenen Pfaden in aller Regelmäßigkeit und Ruhe vorwärts zu kommen, als in fremdem

Digitized by Google

Lande, inmitten fremder Sprache, Bildung, Sitte und Anschauung, umringt oft von Vorurteil und Scheu dem Fremden gegenüber, sich selbst einen neuen Pfad zu öffnen, sich eine Stellung in fremder Gesellschaft erkämpfen zu müssen. Gar manche schon ließen erschöpft den Mut dabei sinken und unter solchen ganz besonders politische Exilierte.

Was ist es denn aber, das dem höher gebildeten Verbannten Aufenthalt und Fortkommen in der Fremde schwerer macht als einem andern, unter gewöhnlichen Umständen sich selbst Expatriierenden? Der letztere sucht freiwillig und mit leichtem Herzen sein Glück in der Fremde, der erstere läßt das seine mit schwerem Herzen in der Heimat zurück. Der eine sieht daher stets vorwärts, der andere rückwärts. Dem einen ist das väterliche Haus stets offen, dem andern auf immer verschlossen. Mit frischem Mut und hoffendem Herzen ruft der eine den Seinen ein glücklich Wiedersehen zu. In Eile, wie der Dieb in der Nacht eilt der andere über die Grenze des Vaterlandes, ohne Abschied, ohne Hoffnung das, was ihm teuer ist je wiederzusehen. Gehetzt von Ort zu Ort, von Land zu Land, enttäuscht und verbittert, mit Verlust von Beruf und Vermögen, auf immer getrennt von Familie und Jugendfreunden, kommt der Exilierte im fremden Asyle an. Unter der Last tausend bitterer Gefühle, sich verlassen fühlend, von Schwermut übermannt, schwindet ihm so die Energie des Geistes und Körpers so nötig, sich auf fremder Erde einen neuen Wirkungskreis zu gründen. „L'exilé partout est seul“ sagt Lamennais in seinem wunderbar schönen, wehmütigen aber wahren Wortgemälde, das er von der Verbannung entwirft und das nur der verstehen kann, welcher selbst das bittere Brot des Exils gegessen.

Unter solchen Eindrücken muß sich der Exilierte ungleich schwerer in fremdem Lande akklimatisieren, sich einen neuen

Digitized by Google

Beruf schaffen als seine freiwillig ausgewanderten Landsleute derselben Klasse. Gar mancher sah sein Exil als einen Strafort an und anstatt mit Energie an den Beginn einer neuen Lebensbahn in einer neuen Heimat zu schreiten, dachte er stets an die verlorene in der alten Heimat. So brach mancher brave, hochbegabte Mann, welcher in dem Lande seiner Geburt unter glücklicheren Umständen zu hohen Ehren und Würden gelangt wäre, elend und verkümmert zusammen und sein gebrochenes Herz fand in der fremden Erde die Ruhe und den Frieden, die er auf ihr nicht finden konnte.

Die schlimmsten Zeiten waren zwar für die Flüchtlinge vorüber, als ich Ende 1853 nach England kam. Die große Mehrzahl derselben war schon über den atlantischen Ozean gewandert. Aber dennoch sind mir in London noch einige traurige Fälle von Elend vorgekommen, von denen ich hier nur einen anführen will.

Dr. med. Däumler war Militärarzt in einem preußischen Husarenregiment gewesen. Er beteiligte sich an der politischen Bewegung von 1848/49 und mußte fliehen. Er praktizierte einige Jahre als Arzt unter Landsleuten in London und hatte eine Zeitlang, zur Zeit als ich ihn kennen lernte, eine erträgliche Praxis. Obwohl er gut geschult, gewandt, fleißig und aufmerksam war, verlor er allmählich seine Praxis infolge des nomadenhaften Lebens seiner Patienten, die alle dem höhern Arbeiter- und kleinen Kaufmannsstande angehörten. Zeit und Mittel fehlten ihm, um sich zu einem englischen medizinischen Examen vorzubereiten und — worauf jeder neue Arzt in London gefaßt sein muß — zu warten. So kam er nach und nach herunter. Eine geraume Zeit, — ich darf es hier wohl sagen — half ich ihm mit meinen bescheidenen Mitteln, sowie mit Kleidung. Infolge des Verkaufes des Hauses in dem ich eine Zeitlang wohnte, mußte

Digitized by Google

ich mir eine neue Wohnung ſuchen und da auch er, weil er ſeine Miete nicht bezahlen konnte, gezwungen war, ſeine Wohnung zu verlaſſen und keine neue Adreſſe hinterließ, ſo verlor ich ihn in der Millionenſtadt aus den Augen, denn mein verlaſſenes Haus ſtand lange geſchloſſen und unbewohnt.

Es verging ſo eine geraume Zeit und ich hörte trotz Nachfragens und Nachforſchungen nichts von Dr. Däumler. Da meldete mir eines Abends ſpät das Hausmädchen einen Beſuch an und fragte mich, ob ich denſelben empfangen wollte. Der Mann, ſagte ſie, ſehe ſehr elend aus, und ſein Anzug wäre zerfetzt und zerriſſen. Er gab ſeinen Namen nicht an. Ich hieß das Mädchen, ihn zu mir heraufzubringen. Bald trat eine wahre Schreckensgeſtalt vor mich hin und ſofort erkannte ich den verlorenen Däumler. „Mein Gott, was iſt mit Ihnen geſchehen?“ rief ich entſetzt aus. „Seit Monaten“ — erwiederte er — „habe ich im Hyde Park, wohnungslos geſchlafen und mittels Bettelns mein Daſein gefriſtet. Oft war ich daran, in den Parkſee zu tauchen, wollte es aber doch noch weiter probieren. Erſt heute erfuhr ich Ihre Adreſſe. Ich kam ſo ſpät, weil ich bei Tage mit meinem Bettleranzuge Sie nicht beſuchen mochte.“

Ich gab dem Armen etwas Geld für Nahrung und Wohnung für eine Woche und dazu einen vollſtändigen Anzug. Er war von meiner Größe. Die alten Fetzen, die er mitnahm, wollte er, wie er ſagte, in eine Straßenrinne werfen. Ich beſtellte ihn auf die folgende Woche.

Ich ſah, daß der arme Mann in London, in England, nicht mehr bleiben könnte und dachte, daß er in den Vereinigten Staaten, wo viele Landsleute wohnten, mehr Ausſicht hätte, eine erträgliche Praxis zu gewinnen. Er war beſonders ein guter Chirurg.

Sofort ſchrieb ich an den badiſchen Exilierten Thiebaut,

Digitized by Google

ehemals Bürgermeiſter von Ettlingen (Baden), damals Beſitzer des Rheiniſchen Hofs in Liverpool. Ich frug bei ihm an, nachdem ich Däumlers Lage ihm geſchildert, ob er ihm freie Überfahrt nach New-York verſchaffen könnte. Zu gleicher Zeit ſchrieb ich an meinen wohlthätigen Freund Dr. Eduard Bronner, Arzt in Bradford, in Yorkſhire und ſchilderte ihm die Lage ſeines Kollegen. Ich ſprach nebſtdem mit Freunden in London über den traurigen Fall. Als Däumler mich wieder aufſuchte, teilte ich ihm meine Schritte mit, ſagte ihm, daß Thiebaut in Liverpool ihm eine Schiffsarztſtelle für die Fahrt nach New-York verſchafft habe und ihn bis zur Abfahrt des Dampfers in ſeinem Hotel unentgeltlich beherbergen würde. Ich übergab ihm einen Koffer mit Kleidern aller Arten, mit chirurgiſch-geburtshilflichen Inſtrumenten, alle von Bronner geſpendet, und überreichte ihm eine Summe von nahe an 400 Mark, wozu den größeren Teil der biedere Bronner beigetragen hatte.

Der arme Däumler war außer ſich vor Freude. So viel Geld, ſagte er, hätte er ſchon lange nicht mehr beſeſſen. Nach herzlichem Lebewohl reiſte er voller Hoffnung nach Liverpool, ſchrieb mir von da vor ſeiner Abreiſe, des Lobes voll über den braven Thiebaut, ſchrieb mir noch einmal nach Ankunft in New-York. Von da an hörte ich nie wieder von ihm noch über ihn. Ich erhielt nach ſeiner Abreiſe ein ſehr anerkennendes Zeugnis von ſeinem früheren Regimentskommandanten in Preußen, um das er letztern erſucht hatte, und das er an mich zu ſenden bat. Das Zeugnis iſt ſehr hoch anzuſchlagen, da ein preußiſcher höherer Offizier es einem politiſchen Flüchtling erteilte, der von ſeinem Regiment deſertieren mußte. Ich beſitze es noch, da ich nicht wußte, wohin ich es ſenden ſollte.

Ich fürchte, daß das ſchreckliche Leben, das der arme

Digitized by Google

Däumler die letzte Zeit in London geführt hatte, die Nächte in den kalten, feuchten Parks, die dürftige Nahrung, seine Gesundheit derart untergraben haben, daß er bald nach Ankunft in Amerika erkrankte und starb. Sein Vater, wie ich später von einem Landsmanne Däumlers hörte, suchte, wohl aus Gram über den Sohn, in der Elbe seinen Tod.

Es fanden sich aber unter den Verbannten auch nicht wenige Männer von festem Willen, von eichenfestem Herzen, welche mutig den Kampf des Lebens kämpften, als Sieger aus der Probe hervorgingen und in England mit der Zeit ehrenvolle und einflußreiche Stellung in der Presse, Medizin, Litteratur, im Lehrfach, im Gewerbe und Handel errangen. Eine Anzahl Exilierter arbeitete bald selbst im englischen Staatsdienste u. a. sieben Deutsche und Franzosen unter dem Rat für Kriegserziehung im Kriegsministerium, und der talentvolle, energische Gustav Bergenroth verfaßte, vom Master of the Rolls (Reichsarchivar) beauftragt, einen sog. Kalender von spanischen Staatspapieren des 16. Jahrhunderts, die mit englischer Geschichte in Verbindung stehen. Er starb mitten in seiner mühevollen Arbeit in Spanien, infolge zu angestrengten Studiums im Dienste Englands, im Februar 1869. Das Parlamentsmitglied W. C. Cartwright, ein bekannter englischer Schriftsteller, hat seinem Andenken eine sehr interessante Denkschrift gewidmet.

Auch ich hatte lang mit den entnervenden Gefühlen zu ringen, welche den Exilierten verfolgten und sich wie schwarze Wolken über ihn ausspannten. Ich ließ mich aber nicht überwältigen. Ich suchte und fand in unausgesetzter harter Arbeit das beste Abwehrmittel. Und so fuhr ich endlich nach Jahren von Sturm und Wetter in einen ruhigen Hafen ein. Ich fand in England einen bescheidenen, aber ehrenhaften Wirkungskreis. Es giebt dem Charakter nach internationale

Digitized by Google

Berufsfächer, mit denen es, mit Talent und Ausdauer, nicht schwer ist, auf fremdem Boden rasch und fest Wurzel zu fassen, wie die bildende Kunst, die Tonkunst, technische Fächer, Handel und Gewerbe. In Gelehrtenfächern aber sind die Schwierigkeiten der Akklimatisation ungleich größer und nur rastlose, unverdrossene jahrelange Arbeit und Ausdauer führen zu Erfolg. Meiner Adoptivheimat England bin ich von Herzen dankbar. Von Deutschland verbannt, von Frankreich verjagt, fand ich darin eine zweite Heimat, einen mich befriedigenden Beruf. Der Ernst des englischen Lebens, der die männlichen Gefühle weckt und stärkt, die Arbeit, die daselbst alle in Bewegung setzt, müssen auf einen gesund angelegten Menschen einen wohlthätigen Einfluß üben, haben auch mich verbessert, gestärkt, geläutert.

In meiner alten Heimat ist es inzwischen auch anders geworden. Die Einheitserstrebungen von 1848 und 1849 sind erreicht, die Kämpfe darum vergessen sowie die Kämpfer. Die Männer von 1848 und 1849 waren die Pioniere späterer Errungenschaften. Sie verloren Leben oder Heimat, Beruf, Vermögen, wurden über alle Welt zerstreut, wo sie mit deutscher Treue einem neuen Adoptivlande dienten. In fremder Erde schlummern schon viele. In ihrer alten Heimat sind sie vergessen oder Fremde geworden und der einzige Trost für ihre früheren Leiden und Opfer ist die teilweise Verwirklichung oder Anbahnung dessen, was sie erstrebt und wofür sie geduldet.

Der Dienst der Freiheit ist ein schwerer Dienst,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod; —
Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst,
Ihm haben unsre Väter sich geweiht,
Ihm hab' auch ich mein Leben angelobt,
Er hat mich viel gemühet, nie gereut.

(Uhland.)

Digitized by Google

XIII.

Meine Heimkehr.

Im Auguſt 1883 zog ich wieder nach meiner alten Heimat zurück. Schon im Jahre 1861 ward in Baden die letzte bedingungsloſe Amneſtie für die politiſchen Vergehen von 1849 verkündet worden. Meine Kontumazſtrafe im Zuchthauſe ward mir damit erlaſſen, aber die an die Generalſtaatskaſſe bezahlte Geldſtrafe ward natürlich nicht wieder erſetzt. Gegen jeden, der ſich an der badiſchen Bewegung im Jahre 1849 in höherer und verantwortlicher Stellung beteiligte und dafür verurteilt wurde, ward, nebſt Zuchthausſtrafe, noch Vermögensſtrafe dekretiert. Jeder einzelne Verurteilte ward in eine Strafe von etwa drei Millionen Gulden verurteilt, die Geſamtkriegskoſten. Auf das Urteil hin legte man Beſchlag auf die Vermögen der Verurteilten und die Generalſtaatskaſſe nahm alles, was ihr in die Hände fiel, Geld, Haus und Gut, welche letztere verſteigert werden mußten. Da meines Wiſſens in Baden es kein Recht der Konfiskation gab, ſo ſchuf man ſich ein ſolches Recht durch Verurteilung eines jeden in die Geſamtkriegskoſten. So lange mein guter Vater noch lebte, konnte man das mir anerfallene mütterliche Vermögen nicht wegnehmen, da er das Recht der Nutznießung beſaß. Man ernannte daher mir einen gerichtlichen Vormund für die Verwaltung meines

Digitized by Google

Vermögens, so lange mein Vater lebte. Als er aber im Jahre 1855 starb, legte man sofort auch auf mein väterliches Erbteil Beschlag und machte sich daran, dieses sowohl als das mütterliche einzuziehen. Inzwischen aber hatten sich schon etwas weniger rachegierige Einflüsse geltend und die wilde Verfolgungswut der ersten Jahre hatte einer milderen Stimmung Platz gemacht. Als man daher nach meines Vaters Tode mein anerfallenes Vermögen mit Beschlag belegte, so wandte sich mein Bruder an meinen guten alten Freund, Gustav Rée, Ex-Bürgermeister von Offenburg, Hofgerichtsadvokat in Bruchsal, der meine Sache mit Energie und Talent in die Hand nahm. Mein Bruder beanspruchte — in meinem Interesse natürlich — mein Vermögen, man benützte dazu noch mein 1855 erworbenes englisches Staatsbürgerrecht, das zu jener Zeit einen englischen Bürger nicht berechtigte, Liegenschaften und Haus in Baden zu besitzen und Freund Rée gelang es, den Prozeß so lange als möglich hinauszuziehen, sogar einige Jahre, bis die Ansichten des Hofgerichts, das überhaupt gegen alle Verurteilten milder gestimmt war, die Generalstaatskasse bewogen gegen Zahlung einer Summe von etwa 7000 Gulden von meiner Seite, von weiteren Ansprüchen abzustehen. Die langjährigen Prozeßkosten kamen natürlich auf meine Rechnung. Eine Rechnungsablegung über die von der Generalstaatskasse in den 50ger Jahren eingesackten Summen wurde meines Wissens dem badischen Landtage niemals vorgelegt, überhaupt niemals veröffentlicht.

Ich habe mich in das Vorgehen der Generalstaatskasse hier etwas näher eingelassen, um einiges Licht auf jene dunkeln Zeiten zu werfen. Nebst Verlust der Heimat, der Berufsbahn, dem Elende und den Verhetzungen im Exile, hatte ich noch einen nahe an zehn Jahre dauernden Vermögensprozeß mit der Generalstaatskasse zu bestehen.

Digitized by Google

Erbittert wie ich war, hielten mich dieſe ewigen Verfolgungen dennoch nicht ab, nach der letzten Amneſtie die Heimat zu beſuchen. Im Jahre 1861, nach einem 13jährigen Exile, beſuchte ich ſie zum erſtenmale wieder und ich wiederholte meine Beſuche faſt alljährlich, ſo lange ich in England lebte. Mein erſter war ein höchſt ſchmerzlicher, denn was mir auf Erden am teuerſten geweſen, hatte inzwiſchen Ruhe im Grabe gefunden. Meine erſten Beſuche fanden auf dem Friedhofe ſtatt. Obwohl meine alten Freunde in der Heimat mir mit der alten Liebe zugethan geblieben, ſo war die allgemeine Stimmung infolge der unerbittlichen Reaktion in den 50ger Jahren, damals noch ſehr gedrückt und mancher Ängſtliche behandelte mich, den Verbrecher von 1847/48/49 anfangs mit ängſtlicher Scheu. Ich geſtehe, ich atmete damals wieder frei auf, als ich wieder auf engliſchem Boden angekommen war. Infolge einer neuen freiheitlichen Entwicklung in den 60ger Jahren unter einer liberalen Regierung und einem freiſinnigen Regenten, nahmen allmählich die Verhältniſſe einen mir ſympathiſcheren Charakter an und wie vordem die Beamten des Staates die Stützen einer finſtern Reaktion geweſen, ſo wurden ſie allmählich die Verfechter einer freiheitlichen Entwicklung des Staates und meine ferneren, häufigen Beſuche boten mir bald eine freudige Erholung. Ich genoß allmählich wieder meinen Aufenthalt unter dem väterlichen Dache im Umgang mit meinem mir mit Leib und Seele anhängigen Bruder, deſſen Beſuch 1858 in London, inmitten meiner härteſten Prüfungszeit, meinem oft verzweifelnden Herzen wohl gethan, es geſtärkt hat. Ich beſuchte regelmäßig einige alte liebe Jugendfreunde, die alles aufboten, mir die Heimat ſo anziehend als möglich zu machen, Profeſſor Kußmaul in Freiburg, ſpäter in Straßburg, die Freunde Dr. Karl und Dr. Franz Mittermaier in Heidelberg, wo mich noch einige Wochen vor ſeinem

Digitized by Google

Tode der ehrwürdige Greis und große Jurist Mittermaier herzlichst empfing. So kehrte ich erfrischt und freudigen Mutes stets wieder nach London an die Arbeit zurück.

Obwohl ich der alten Heimat stets mit warmer Liebe zugethan geblieben, so hätte ich meine Adoptivheimat wohl schwerlich bleibend verlassen und meine Berufsthätigkeit so frühzeitig aufgegeben, wenn mich nicht ein heftiger Anfall von rheumatischer Gicht und der Rat mir befreundeter Ärzte dazu veranlaßt hätte. Infolge meiner vieljährigen Wirksamkeit in England ist mir dieses kein fremdes Land mehr gewesen, bin ich allmählich mit den Sitten, Gebräuchen, Ansichten, dem gesamten Volksleben so innig vertraut geworden, habe ich mich so sehr hineingelebt wie ein Eingeborner. Habe ich doch dreißig meiner besten Lebensjahre da gelebt, gestrebt und gearbeitet und lag doch das Feld meines Lebensberufes dort. Ich entschloß mich daher mit schwerem Herzen, meinen Beruf aufzugeben. Ich war seit Jahren so sehr an ein thätiges Leben gewohnt, daß mir ein träges, ohne vorgeschriebene Berufsthätigkeit, bald fast ganz unerträglich ward und gar oft, ja in den jüngsten Tagen noch, sehnte ich mich wieder zurück nach meinem alten Wirkungskreis in London.

Die ersten neun Jahre nach meiner Heimkehr lebte ich in meiner alten Universitätsstadt Heidelberg, zog aber 1892 von da vorübergehend nach dem Sitze meiner andern Alma Mater, Freiburg, um mir von da aus ein Heim, das erste und letzte in meinem Wanderleben, in meiner alten Vaterstadt Offenburg herzurichten, das ich im Sommer 1894 bezogen habe, die letzte Lebensstation meiner Pilgerfahrt. In Heidelberg und Freiburg wurde bald nach meiner Rückkehr von England von Seiten von Professoren bei mir, vorerst privatim, angefragt, ob ich bereit wäre, mich für englische Sprache und Litteratur an der Universität zu habilitieren.

Digitized by Google

Ich konnte mich aber in meinem vorgerückten Alter nicht entschließen, eine neue Berufsbahn einzuschlagen. Da ich aber, nach einer früher so regen Thätigkeit mich an das sogenannte Privatisieren gar nicht gewöhnen konnte, auch keinen geringen Grad von Arbeitstrieb noch in mir fühlte, so suchte ich durch eine Reihe anspruchsloser deutscher Schriften, die seitdem im Drucke erschienen sind, denselben so viel als möglich zu befriedigen. Dabei war die einzige Triebfeder, wo möglich, wenn auch mit bescheidenen Kräften, Nutzen zu schaffen und insbesondere meine Kenntnis englischer Verhältnisse zu verwerten. Eine Liste solcher deutschen Arbeiten folgt als Anhang.

In der alten Heimat war man allmählich in der Beurteilung von 1848/49 und der an den Bewegungen jener Jahre Beteiligten billiger geworden und ich hoffe, es wird mir nicht falsch ausgelegt werden, wenn ich hier als einen gewiß einschlagenden Beweis dieser meiner Ansicht anführe, daß der jetzige, hochherzige, urdeutsche Großherzog Friedrich von Baden mich auf seinen eigenen Antrieb, ohne irgend welche Schritte von meiner Seite, kennen zu lernen wünschte. Ich gestehe, daß mich seine, durch seinen Vorstand des Geheimen Kabinetts, Freiherrn von Ungern-Sternberg gesandte Einladung zu einer Audienz in sehr große Verlegenheit setzte. Zögernd fand ich mich an dem bestimmten Morgen in Karlsruhe ein. Zu meiner freudigen Beruhigung und Überraschung ward ich vom Großherzog, der sich 1849 flüchtete, aufs Liebenswürdigste empfangen. Von den politischen Ereignissen jener Zeiten war während der halben Stunde, die ich in seiner Gesellschaft verlebt, natürlich keine Rede. Ich führe den Wunsch des Fürsten als einen Zug an, der ihn besonders ehren sollte, da ich in keiner Weise vorher irgend welchen Schritt der Verleugnung meiner früheren politischen Thätigkeit, weder mündlich noch schriftlich gethan hatte.

Digitized by Google

Wenn man 35 lange Jahre in der Fremde gelebt, so muß man, trotz der wärmsten Liebe zur alten Heimat, eine geraume Zeit wenigstens, bis zu einem gewissen Grade sich daselbst fremd fühlen. Während der vielen Jahre, die ich in England gelebt, mich mit englischem Leben, den Institutionen, der Litteratur des Landes vertraut gemacht, mußte mir, trotz fleißiger deutscher Lektüre, doch gar vieles in Deutschland fremd bleiben, in der Litteratur nicht nur, sondern auch in der Entwicklung des Lebens, Strebens und Denkens, der Ansichten des Volkes. Und so war es keineswegs infolge von Mangel an Patriotismus, wenn ich, nach Rückkehr in die alte Heimat, mir selber zuweilen als Fremder vorkam und manchmal anders dachte und fühlte als meine lieben alten Freunde, die daheim geblieben waren. Und trotz alledem fühlte und fühle ich deutscher als manche meiner Landsleute in Deutschland, wenn ich auch zuweilen englisch dachte oder denke. So kam es, daß oberflächliche Beurteiler meiner Person in der Heimat mir das Unrecht anthaten, mich für einen undeutschen Anglomanen zu halten, während ich mehr im Rechte zu sein glaube, wenn ich einer großen Anzahl gebildeter Deutschen Anglophobie vorwerfe, da sie in vielen Fällen ihr Urteil über England auf ganz mangelhafte Kenntnis von Land und Leuten gründen. War denn der alte Jean Paul Richter auch ein Anglomane als er folgendes schrieb?: „Nicht die feurigen, sondern die lichten Völker überwinden zuletzt und dauern am längsten aus . . . . . Einsichten durch alle Klassen verbreitet, wie z. B. im britischen Staate, wirken in allen Verhältnissen und nach allen Richtungen hin und begaben mit einer festern Ausdauer langwieriger Lasten, als alles flüchtige Feuer des Eifers. Kraft und Freiheit des Denkens sind die Sonnenstrahlen das Staates." Ich wünsche nur, daß alle Deutsche in Deutschland so gute Deutsche seien als die meisten

Digitized by Google

der heutigen Deutschen in England. Dort würden selbst sehr indifferente Deutsche allmählich deutsch-national gesinnt und oft habe ich gedacht, daß, wenn man nur alle kühlen, indifferenten Deutschen auf einige Zeit nach England verpflanzen könnte, sie alle als bessere Deutsche nach Hause zurückkehren würden. Ich wünsche nur, daß alle Deutschen so gute Deutsche sein möchten als ich. Mein deutscher Patriotismus schließt aber meine Anhänglichkeit an England nicht aus. Aus Deutschland verbannt, aus Frankreich vertrieben, bot mir wie so vielen Tausenden vor mir, England ein Asyl und ein Feld der Wirksamkeit. Und dafür bin ich dem Lande dankbar. „Der Undank" — sagt Goethe — „ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige Menschen undankbar gewesen." Der starke Nationalgeist der Engländer aller Stände und Klassen, der trotz aller, selbst heftiger politischer Parteifragen, stets den ersten Platz einnimmt, dient jedem nationalschwachen Fremden als Beispiel, erweckt in ihm die Liebe zum eigenen Volke. Ich selbst bedurfte indes einer solchen Schule nicht. Es war gerade mein überfließender Patriotismus, der mich dazu getrieben hat, Leben, Freiheit, Vermögen, Heimat aufs Spiel zu setzen.

Ich habe, ich bedaure es sagen zu müssen, in der alten Heimat hie und da eine herabsetzende Beurteilung meiner Stellung und Thätigkeit in England erfahren. Es drängt mich daher, hier an dieser Stelle über diesen Punkt einige Bemerkungen zu machen. Ich bin stets ein prinzipieller Gegner jeder Art von Titel gewesen und wenn es von mir abhinge, so würden nicht nur die zahlreichen Spezies von „Räten", sondern auch die nichtssagenden Titel „Professor" und „Doktor" abgeschafft werden. Da ich nun aber in meiner so titelreichen Heimat nach meiner Heimkehr, durch Angabe meiner Amts- und Universitätstitel meine Stellung in der

Digitized by Google

Gesellschaftszunft, der ich angehöre, zu bezeichnen genötigt war, so ist es wohl begreiflich, daß ich den mir von dem englischen Kriegsministerium in Verbindung mit meinem Amte in der königlichen Kriegsakademie verliehenen Titel „Professor" auch in der Heimat führte.

Wenn ich Bürger eines deutschen Staates wäre, so hätte ich allerdings der Bestätigung meines fremden Titels von meiner deutschen Regierung bedurft, die mir eine solche nicht verweigert hätte. Nun aber bin ich seit 40 Jahren bis heute englischer Staatsbürger, lebe als pensionierter englischer Staatsbeamter in der Heimat und es ist in der That komisch, daß man in meinem lieben Ländchen Baden, dessen Bevölkerungszahl der einer Vorstadt Londons gleichkommt und wo schon blutjunge Gymnasiallehrer den Titel „Professor" führen, bei mehr als einer Gelegenheit mein Anrecht auf diesen Titel bezweifeln, ja mir absprechen wollte, der in einem Reiche, mit den Kolonien und Indien, von über 300 Millionen Geltung hat. Im englischen Indien allein beträgt die Bevölkerung nach dem Census von 1891 — 287 Millionen.

In dieser Beziehung haben meine deutschen Landsleute vom Gelehrtenstand noch manches von unseren Nachbarn, den Franzosen zu lernen. Diese freuen sich, wenn Landsleute von ihnen im Auslande mit Anerkennung von Seite des letzteren wirken und arbeiten. Die „Société des Professeurs Français" in London erfreut sich in Frankreich von Seiten der Université de France unbedingter Würdigung, hervorragende Mitglieder dieser Gesellschaft erhalten Ehrentitel von ihr, und ihre englischen Stellungen sind von ihr anerkannt. In England genießt diese französische Gesellschaft den Schutz und die Unterstützung der französischen Botschaft, die bei deren Versammlungen und Festlichkeiten stets vertreten ist. Infolge dessen erfreut sich diese Gesellschaft in England eines großen

Digitized by Google

Ansehens und sie wurde schon wiederholt von den Lordmayors von London zu besonders ihr veranstalteten Banketten eingeladen.

Vergleicht man nun mit dieser französischen Gesellschaft einen deutschen Verein, der dieselben Zwecke verfolgt, den „Verein deutscher Lehrer in England" so kommt man zu der traurigen Überzeugung, daß das Nationalgefühl der Deutschen noch tief unter dem der Franzosen steht. Um genannten deutschen Verein kümmerte sich die deutsche Botschaft gar nicht. Was sind derselben deutsche Lehrer? Sie fühlte sich zu hoch und erhaben über ihnen. Der Verein bestand eine Reihe von Jahren, hatte sein eigenes Lokal, seine Mitglieder gaben sich alle Mühe, ihn zu erhalten und zu vergrößern, er war einige Zeit das Heim deutscher Lehrer, die England besuchten, um die Sprache des Landes zu lernen. Aber in England, selbst in der pädagogischen Welt, kannte man den Verein kaum und ich weiß nicht, ob er noch existiert, oder an Schwäche zu Grund gegangen ist.

So wie die deutsche Botschaft die Bemühungen deutscher Lehrer in England nicht würdigte, so die Deutschen in der Heimat. Während die Franzosen in Frankreich die Bemühungen ihrer Landsleute um die Hebung und Verbreitung des Studiums der französischen Sprache und Litteratur in England freudig anerkennen und befördern, ignoriert man in Deutschland entweder gänzlich ähnliche Bemühungen deutscher Lehrer, das Studium der deutschen Sprache und Litteratur daselbst zu fördern, oder man behandelt sie mit Zunfthochmut und setzt sie herab.

Ich habe mich in diesen Gegenstand zögernd und sehr ungern eingelassen, nicht meiner selbst willen, denn mich berührt die Frage gar nicht und es ist mir absolut gleichgültig, wie man mich abschätzt, sondern um eine deutsche Schwäche zu kennzeichnen. Die Sache ist kleinlich und verrät einen kleinlichen Geist. Hoffentlich wird mit wachsendem politischen

Digitized by Google

Fernblick man in Deutſchland einſehen lernen, daß ſeine Söhne in der Fremde ſozuſagen litterariſche Vorpoſten ſind, welche dem Einfluß des Vaterlandes mehr nützen können, als man ſich zu Hauſe vorſtellt. Es leben und lebten in England, nebſt einer Anzahl tüchtiger Lehrer der deutſchen Sprache und Litteratur u. a. Gottfried Kinkel, Prof. Dr. Fr. Althaus, Prof. Dr. A. Buchheim und Dr. Eugen Oswald, noch eine Reihe hervorragender deutſcher Repräſentanten verſchiedener anderer Zweige der Wiſſenſchaften, unvergleichlich mehr und höherer Qualität als die franzöſiſchen, die jeder deutſchen Univerſität Ehre machen würden, die die Anerkennung ihrer Landsleute daheim ebenſogut verdienen als ſie die der engliſchen gelehrten Geſellſchaft erlangt haben. Ich erinnere hier nur an den eminenten Gelehrten, Profeſſor Max Müller in Oxford, an den verſtorbenen großen Orientaliſten, Profeſſor Theodor Goldſtücker, im Londoner University College. Ich könnte eine ganze Reihe bedeutender in England lebender deutſcher Gelehrter aufführen, deren Namen, mit Ausnahme Max Müllers, man in Deutſchland nicht einmal kennt.

Sollte der alte Jean Paul Richter heute noch recht haben, der vor langer Zeit ſchrieb?: „Der Franzoſe liebt ſeine Volksbrüder feurig, wo er ſie finde.“ — „Noch hat uns das Unglück nicht ſo viel Vaterlandsliebe gegeben, als das Glück den Franzoſen davon gelaſſen, ja zugelegt.“ — „Wir ſollten uns gegen die Franzoſen mit nichts ſo ſehr wehren als mit ihren Vorzügen, ſodaß wir bei uns als einheimiſche aufpflanzten ihr vaterländiſches Ehrgefühl und ihren ſchnellen Entſchluß.“

Nach meiner Rückkehr entſchloß ich mich, keinen thätigen Anteil an Parteipolitik zu nehmen. Einmal ſind mir, infolge ſehr langer Abweſenheit, deutſches Parteiweſen und Parteizwecke und Ziele fremd geblieben. Die Parteiziele richten ſich nach der politiſchen Lage der Zeit und ſie müſſen

Digitized by Google

daher notwendigerweise verschieden sein von denen meiner Partei in 1848/49. Dann, ich gestehe es offen, schreckte mich die Partei-Intoleranz ab, die sich selbst auf das gesellschaftliche Leben erstreckt. „Wer nicht denkt und glaubt wie ich, der ist mein Feind, mein Gegner", ist ein Wahlspruch, dem ich nicht huldige. In diesem Punkte bekenne ich Anglomane zu sein. In England ist die politische Ansicht Privatsache des Individuums, die keinen andern angeht. Was der einzelne glaubt, denkt, erstrebt, das ist sein Recht. Man bekämpft sich bei Versammlungen, auf der Rednerbühne aufs energischste, ist aber trotz alledem im Privatleben gut Freund und berührt auf neutralem Boden nie politische Streitfragen. Dies gilt als gute Art und Sitte unter Gentlemen. Der radikale englische Minister Sir William Harcourt war ehedem der entschiedenste politische Gegner und dabei der intimste Privatfreund des Führers der konservativen Partei, Lord Beaconsfield. „Die Toleranz" — sagte Lord Lyttleton in einer Parlamentsrede — „ist die Basis des allgemeinen sozialen Friedens. Sie ist ein der persönlichen Meinung zuerkanntes Staatsgrundgesetz der Freiheit, wertvoller als die Gesetzesurkunde, die unsere Person und unsern Besitz sichert". Ich wünschte oft, daß man in Deutschland auf diesem Standpunkt der Toleranz angelangt sein möchte. Diese Zeit wird wohl auch in Deutschland anbrechen, wenn unser Volk seine politische Schule durchgemacht haben wird. Die Neigung zur Hyperkritik, die Unduldsamkeit gegen andere Ansichten wird mit der Zeit schwinden, dabei aber die Gründlichkeit des deutschen Volkscharakters keinen Schaden leiden. Unter den heute noch obwaltenden Verhältnissen aber zog ich vor, nachdem ich nach langem Exile in die Heimat zurückgekehrt, mit Freunden und Bekannten verschiedener Parteien in Frieden und Eintracht meine Ruhetage zu verleben, fern von allem

Digitized by Google

Parteihader, und dazu, sollte ich denken, bin ich wohl berechtigt in meinem hohen Alter, nach einem Leben von Kampf und Opfer, für meine Ansichten.

Es giebt wohl kein Land auf unserem Himmelskörper, das so viele sog. politische Parteien aufzuweisen hat als Deutschland. Es sitzen deren über ein Dutzend im Reichstage. Die Zerrissenheit deutscher Parteiverhältnisse bietet ein trauriges Bild Deutschlands und erinnert an frühere jämmerliche Zeiten. Die meisten dieser Parteien verfolgen keine allgemeinen politischen Ziele, keine politischen Prinzipien, sondern nur Parteizwecke und Wünsche, wofür der Reichstag gar nicht da ist. Ans allgemeine Beste denken die meisten der Parteien nicht, sie gedenken einander nicht das Gute, aber das Böse. Schon im Jahre 1809 sagt Jean Paul Richter: „Wie wenige denken an deutsche Freiheit! Es ist ihr Reden fast immer nur ... Parteihaß ... Unser Kampf ist ein Kampf des Eigennutzes ..., ihn beherrscht kein Gemeingeist. Ans Vaterland denkt man wenig ... so zerschellen wir in Einzelheiten."

Als ich in Frankreich und England lebte, hörte ich oft die Frage an mich stellen: „Ist der Deutsche ein Politiker? Ist er nicht zu sehr Detailist, dem politische Fern- und Übersicht, politischer Takt abgehen?" Es war dies die Ansicht nicht nur von intelligenten Franzosen und Engländern, sondern auch von ungarischen und italienischen Exilierten. Lord Palmerston sprach sie einmal zur Zeit der dänischen Verwickelungen im offenen Parlamente aus als die Ansicht Metternichs. Vor dem Jahre 1870 hieß es, wenn man in Frankreich und England Deutschland charakterisieren wollte, stets: Frankreich beherrscht und regiert das Land, England ist Herrin auf der See und Deutschlands Herrschergebiet liegt — in den Wolken. Nach 1870 fing allerdings das Ausland die Deutschen anders zu beurteilen an. Aber dies Urteil hielt

Digitized by Google

nicht lange an und man kommt daselbst allmählig auf die alte Ansicht zurück. Schon vor 400 Jahren sagte der alte Geiler von Kaisersberg von seinen Landsleuten der damaligen Zeit: „Die Franzosen sind wizig (klug) vor der Sach'; die Welschen in der Sach'; die Diutschen nach der Sach'." Sollte der alte Geiler heute noch recht haben?

Was einem unparteiischen Beobachter auffallen muß, ist die Abwesenheit eines scharf und klar definierten Programms bei fast allen politischen Parteien. Sie opponieren, negieren, machen selten allgemein nützliche Vorschläge, was sie erstreben, das sagen sie nicht, ausgenommen die Sozialdemokraten. Frägt man ein Mitglied einer der verschiedenen Parteien, welches allgemeine politische Ziel sich seine Partei vorgesteckt, so erhält man keinen klaren Aufschluß — so weiß es oft gar nichts zu sagen.

Ebenso seltsam als die deutschen Parteien und Parteiverhältnisse sind die deutschen Partei-Allianzen. Da bilden Parteien Wahlbündnisse miteinander, deren eine, wenn sie ans Ruder käme, die anderen Verbündeten vernichten würde. Ein vorherrschender Ultramontanismus würde mit dem kirchenfeindlichen Sozialismus einen kurzen Prozeß machen und umgekehrt, der letztere mit dem erstern. Solche unnatürliche Bündnisse sind rein deutsches Gewächs. In keinem Land der zivilisierten Welt findet man solche Brüderschaften unter feindlichen Brüdern, sieht man strengkirchliche, freisinnige, ungläubige Parteien sich zu gemeinschaftlichen Parteizwecken verbinden. Es ist aber nicht zu leugnen, ja sehr zu bedauern, daß in politischer Beziehung solche unpolitischen Wahlallianzen, demoralisierend wirken, politische Charakterlosigkeit großziehen. „Die wahre Politik" — sagt Kant — „kann keinen Schritt thun, ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben."

Eine ganz eigenartige deutsche politische Partei ist

Digitized by Google

die ultramontane. Eine Religionspartei die Politik treibt. Eine ähnliche Partei tritt in keinem Lande als politische Partei auf, ausgenommen im überwiegend protestantischen Deutschen Reiche, und da ist sie die mächtigste Partei im Reichstage! In Spanien, Italien, Frankreich giebt es keine ultramontane, politische Partei und doch hat die katholische Kirche in den beiden letztgenannten Ländern an Macht und Recht sehr viel eingebüßt. Im größtenteils katholischen Irland frägt man nie nach der Religion des Kandidaten für das britische Parlament. Der verstorbene, langjährige Führer der irischen Partei im Parlament, Parnell, war Protestant.

Ich habe mich oft gefragt, was ist das politische Ziel der ultramontanen Partei? Ist sie für oder gegen die heutige deutsche Einheit? Wie wenn sich im Deutschen Reiche eine ähnlich konstituierte, religiös-politische Partei, eine protestantische bildete? Dann hätten wir wieder die jämmerlichen Zustände, wie sie vor, während und nach dem 30 jährigen Kriege in Deutschland existierten. Was würde dann aus Deutschland werden? Vom strikt religiösen Standpunkt kann die ultramontane Partei weder ein protestantisches Kaiserhaus als bleibende Spitze anerkennen, noch ein Bündnis mit dem jetzigen Königreich Italien. Konsequenterweise müßte sie die heutige, einheitliche Organisation Deutschlands verwerfen.

Die ultramontane Partei spielt übrigens nach meiner Meinung ein für die katholische Religion gefährliches Spiel. Sie zieht die Religion herab in die Arena politischen Parteikampfes, sie erniedrigt ihre Priester zu politischen Agitatoren und gefährdet dadurch ihre hohe Priesterwürde, die über dem politischen Parteigezänke erhaben sein sollte. Glauben und Politik vertragen sich nicht. „Das allerschlimmste Unheil, das der Religion angethan werden kann" — sagte Lord Lyttleton

Digitized by Google

im britiſchen Parlamente — „iſt, ſie zu Parteizwecken zu mißbrauchen. Himmel und Hölle bieten keinen größeren Widerſpruch als der wohlwollende Geiſt des Evangeliums und der feindſelige Geiſt der Partei.“ Dies verſtanden die Gründer der anglikaniſchen Kirche vor 300 Jahren ſchon, die ihren Prieſtern verbot und noch heute verbietet, politiſche Rollen zu ſpielen. Kein anglikaniſcher Geiſtlicher iſt für das House of Commons wählbar. Für die anglikaniſche Kirche giebt es mehrere ſog. Houses of Convocation für kirchliche Fragen, worin auch die niedere Geiſtlichkeit vertreten iſt. In der Provinz von Canterbury, unter ihrem Erzbiſchof, bildet die Convocation zwei Häuſer; der Erzbiſchof und die Biſchöfe ſitzen im Oberhaus, die niedrigere Geiſtlichkeit in dem Unterhauſe. In der Provinz York ſitzen alle in einem Hauſe.

Während aber die deutſche ultramontane Partei politiſche Propaganda macht und bei Wahlen, ſelbſt mit ihren geſchworenen Feinden, den Sozialiſten, ſich verbindet, verliert ſie Tauſende von ihren Söhnen aus der Arbeiterklaſſe, die dem graſſen Materialismus verfallen, der leider in unſern Tagen unter Ungebildeten ſowohl als Gebildeten, gewaltig um ſich gegriffen hat. Hier läge wohl ein ſchöneres, ergiebigeres Feld für die Thätigkeit der ultramontanen Partei als das politiſche Schlachtfeld. Beſſer als politiſche Agitation wäre eine ſolche gegen die heutige um ſich greifende Verwilderung.

Die deutſche ultramontane Partei hat ohne Zweifel, nebſt der ſozialdemokratiſchen, die beſte Parteidisziplin, was ihr ihren bisherigen Erfolg geſichert hat. Hervorragendes Talent iſt allerdings in ihren Reihen nicht zu finden. Aber das ultramontane Heer folgt gehorſam den Befehlen ſeiner Führer. Um was es ſich handelt frägt der gemeine Soldat nicht, das iſt nicht ſeine Sache. Aber weſſen Befehlen folgen die Führer? Wer und wo iſt der Generaliſſimus?

Digitized by Google

Eine andere auffallende Erscheinung im politischen Leben Deutschlands ist die bittere Feindschaft zwischen den liberalen Parteien: der nationalliberalen, der deutschfreisinnigen und der demokratischen. Eigentlich sollten diese sich am nächsten verwandten Parteien sich nicht befeinden, sondern wo es möglich ist, in ihnen annehmbaren Fragen, zusammengehen. Anstatt dessen aber verbünden sie sich gegen einander mit ihnen feindlichen Parteien, nicht bedenkend, daß solche Gegner, denen sie zum Siege verhelfen, ihnen, den Deutschfreisinnigen und Demokraten sowohl als den Nationalliberalen, den Garaus machen würden, wenn sie ans Ruder kämen. Die ernsten Folgen dieser unnatürlichen und unpolitischen Allianzen werden sich mit der Zeit einstellen.

Wenn die deutschfreisinnige Partei ein offenes, klares Programm verkündete und dabei, wie die radikalen Parteien in Frankreich, nicht nur freiheitliche, sondern auch nationale und einheitliche Entwicklung Ganz-Deutschlands, nationale Stärkung gegen äußere Feinde des Gesamtvaterlandes, kurz einen nationalen Wahlspruch auf ihre Flagge schriebe, könnte sie nicht nur mit der nationalliberalen in vielen Fällen ein Bündnis schließen, ja sie würde selbst viele Mitglieder letzterer Partei an sich ziehen. Mit festen, präzis und klar bezeichneten Zwecken, frei von allen unnatürlichen Allianzen und Elementen, nur auf eigenen Füßen stehend und arbeitend, würde die deutschfreisinnige Partei unendlich gewinnen, mit der Zeit erstarken, an Einfluß und Mitgliederzahl zunehmen. Sie würde nur aus Kämpfern bestehen, die zu ihr geschworen, sie würde ihre Kraft kennen. Sie müßte eine nationalfreisinnige Partei im wahren Sinne des Wortes werden und einen einflußreichen, geachteten, erfolgreichen Wirkungskreis entfalten. Einer solchen Partei gehörte die Zukunft.

Digitized by Google

Einen großen nachteiligen Einfluß auf die unnatürlichen Wahlbündnisse, hat meines Erachtens die Frankreich entlehnte Stichwahl. Das praktische englische Volk, das schon seit zwei Jahrhunderten eine parlamentarische Regierung besitzt, sowie die englischen, von Lokal-Parlamenten regierten Kolonien, kennen die Stichwahl nicht, wollen nichts davon wissen. Eine einzige Stimme mehr verleiht einer Partei den Sieg. Infolge dessen gab es bis vor Kurzem in England nur zwei Parteien, die sich gegenseitig in der Regierung ablösten, eine liberale und konservative. In Fragen von Wichtigkeit für das Reich, besonders in auswärtiger Politik, gingen beide Parteien meistens stets zusammen. Trotz der Erscheinung einer radikalen Partei in neuester Zeit, besteht der Dualismus immer noch fort, da sich ein Teil der alten liberalen Partei, unter dem Namen der Unionisten für gewisse Fragen, der konservativen Partei angeschlossen hat, so daß die Gladstonianer und die Radikalen zusammen die zweite Partei bilden. Die irische Partei ist keine politisch-parlamentarische Partei, sie ist eine Separatistenpartei, die jedesmal mit der politischen Partei geht, die ihre Forderungen begünstigt.

In England habe ich, als englischer Staatsbürger, bei Parlamentswahlen stets für den liberalen Kandidaten gestimmt, lange Zeit mittels offener Abstimmung, später mittels geheimen Wahlzettels. Nach Heimkehr habe ich mich gefragt: „Würde ich, wenn ich das Wahlrecht besäße, bei einer unnatürlichen, unpolitischen Wahlallianz der Partei, der ich mich angeschlossen, mit einer andern, deren Prinzipien mit den meinen nicht harmonieren oder ihnen sogar schnurstracks zuwider laufen, einem Kandidaten, der mit der meinigen zur Wahl alliierten Partei meine Stimme geben?“ Da erwachte in mir der alte 48ger und ich erwiederte: positiv niemals. Nie würde ich für eine Partei stimmen, für deren Grundsätze ich nicht

Digitized by Google

einstehen kann. So zog ich vor, um nicht gegen meine Grundsätze zu handeln, mein englisches Staatsbürgerrecht, das ich seit 40 Jahren besitze, fürder zu behalten und das mir 1849 widerrechtlich von staatswegen gekündigte badische Bürgerrecht nicht wieder zu erwerben zu suchen.

So lebe ich in meiner alten Heimat, in der ehemaligen alten Reichsstadt Offenburg, in der schon vor dreihundert Jahren Ahnen von mir wohnten, als Bürger eines fremden Landes, aber trotz alledem als ein guter Deutscher.

Es wird heutzutage oft behauptet, daß die Bewegungen von 1848/49 in Baden republikanischen Charakters gewesen seien, und aus diesem Grunde hätten aussichtslos verlaufen müssen. Diese Ansicht ist teilweise unrichtig. Im Jahre 1848 war der leitende Gedanke der politischen Bewegung das alte Ziel der Burschenschaft der 20ger und 30ger Jahre — Deutsche Einheit mit Freiheit. Erst als die deutschen Dynastien, wie vordem in den 30ger Jahren, das Streben nach deutscher Einheit als Hochverrat betrachteten und bestraften, als sie die im Frankfurter Parlamente erstrebte Einheit zu lähmen, zu vernichten strebten, erst dann erwachte der republikanische Gedanke in Deutschland, und man begann sich zu sagen, wenn eine Einigung des Vaterlandes mit den Dynastien nicht möglich wäre, so sei sie es ohne dieselben. Es kann aber nicht geleugnet werden, daß die Dynastien 1848/49 nicht nationaldeutsch gewesen, denn, wie gesagt, jedwede Einheitsbestrebung wurde von ihnen als Verbrechen bestraft. Erst als 1870 die Franzosen wieder, wie schon oft vorher, an den Grenzen erschienen, da dachte man wieder in Deutschland, da dachten auch die Dynastien an deutsche Einheit und es geschah mit ihrer Mitwirkung, was man im Jahre 1848 gegen ihren Willen erstrebt hatte. „Das Jahr 1848" — sagte einmal Bismarck — „bereitete 1870/71 vor." Friedrich Hecker hat

Digitized by Google

gesagt, daß 1848/49 den Dung geliefert habe für die Saat, die 1870/71 aufsproßte.

In seiner Anrede an die Deputation von Reichstagsabgeordneten, die Bismarck am 25. März 1895 in Friedrichsruhe zu seinem 80. Geburtstage Glück zu wünschen gekommen waren, sagte Bismarck u. a.:

„Die Demokratie meinte in bester Absicht 1848 diese (nämlich die deutschen Dynastien) ignorieren und darüber zur Tagesordnung übergehen zu können. Dies war ein Irrtum." Auf diese Worte wiederhole ich meine obige Behauptung, daß die Dynastien damals von deutscher Einheit nichts wissen wollten, daß sie nicht national-deutsch gewesen seien. Das ganze Deutschland schmachtete damals noch unter den Folgen der Leitung des Metternichschen Bundestages. Moritz Carriere schrieb zu Neujahr 1895 (Deutsche Revue. Januar 1895), kurz vor seinem Tode folgendes: „1848 stand der Jugend die endliche Einigung Deutschlands, das gemeinsame Vaterland oben an; mancher glaubte, sie sei nur auf dem Wege der Republik zu erreichen und wünschte darum eine solche. ‚Wir würden jeden Gedanken an Monarchie ausrotten, wenn sie sich der Einheit feindlich erwiese', — so schrieb damals ein junger Mann, welcher Minister wurde und die Einigung mitbegründen half."

Auch der enthusiastischste Mitkämpfer von 1848/49 wird nicht leugnen, daß damals große Fehler begangen wurden, oft planlos gehandelt worden ist, daß sich der Bewegung — wie es zu solchen Zeiten stets und überall zu geschehen pflegt — unlautere Elemente angeschlossen haben um aus derselben ihren Vorteil zu ziehen. Erst bei längerer Dauer hätte eine Läuterung, eine Ausscheidung solcher Elemente stattfinden können.

Aber trotz der vielen Fehler, die während der revolutio-

Digitized by Google

nären Bewegungen 1848/49 in Deutschland begangen worden sein mögen, muß Unparteilichkeit und Gerechtigkeit anerkennen, daß damals zum erstenmale in deutscher Geschichte ein allgemeines politisch-einiges Gesamt-Deutschland erstrebt worden ist. Was Deutschland 1870/71 errungen, das ward 1848 erstrebt: Einheit und Freiheit. Ich will damit die wohlmeinenden, pflichteifrigen und aufopferungsfähigen Führer der deutschen Bewegungen nicht verurteilen, wenn ich hier beifüge, daß es damals in Deutschland an genialen Leitern gefehlt hat. „Keine Volksmenge wurde durch sich selber groß und frei, oder weise" — sagt Jean Paul Richter — „sondern stets durch große, freie, weise Chorführer. Stellet die Sonne hin, so gehen die Planeten von selber."

* * *

So lebe ich, nach sturmbewegter Lebensfahrt in meiner alten Heimat, in meinem urgroßväterlichen Hause, um, wenn das Zeichen zum Appell ertönt, im Schoße heimatlicher Erde zu ruhen.

Ich schließe diese Skizze mit einigen Worten, die mir mein alter Universitätsfreund J. V. v. Scheffel auf seinem Bilde gewidmet hat, das er mir am Ende 1884, nicht lange vor seinem Tode zum Andenken gegeben.

„Heil dem Mann, der Leid und Not
Durch Arbeit überwindet
Und nach der Fremde hartem Brot,
Die Heimat wieder findet."

Offenburg 1895.

Karl Heinrich Schaible.

Digitized by Google

XIV.

Übersichtlicher Anhang.

Diplome Karl Heinrich Schaibles.

Doctor Medicinae et Chirurgiae, von der Universität Basel.
Doctor Philosophiae et Artium Liberalium Magister, von der Universität Tübingen.
Licentiate of the College of Preceptors.
Fellow of the College of the Preceptors.
Korrespondierendes Mitglied der k. k. Gesellschaft der Ärzte zu Wien.
Ehrenmitglied der Pollichia, Gesellschaft der Naturforscher der Rheinpfalz.
Korrespondierendes Mitglied des Vereins badischer Ärzte zur Förderung der Staatsarzneikunde.
Korrespondierendes Mitglied des Vereins deutscher Ärzte und Naturforscher in Paris.
Ehrenmitglied und Meister des freien deutschen Hochstiftes in Frankfurt.

Bisherige öffentliche Stellungen Schaibles in England.

Examinator in der Universität London.
Professor in der Royal Military Academy.
Mitglied des obersten Rates des College of Preceptors.

Digitized by Google

Examinator in Naturgeſchichte, Phyſiologie und Deutſch im College of Preceptors.

Examinator in Phyſiologie, Naturgeſchichte, Deutſch im Präliminar-Examen für das Royal College of Surgeons of England.

Examinator in deutſcher Litteratur und Sprache in der Univerſität von Neu-Seeland.

Examinator in modernen Sprachen im Royal Medical College in Epsom (1860—77).

Mitglied des ſog. Board of Directors des London International College (1860—74).

Digitized by Google

XV.

Engliſche Schriften K. H. Schaibles.

Exercises in the Art of Thinking. London. Aylott & Son. 1860.

Theory and Practice of Teaching Modern Languages in Schools. London. Trübner & Co. 1863.

First Help in Accidents. London. Hardwicke. 1864.

Life of Mittermaier (In Capital Punishment by M. Moir.) London. Smith & Elder. 1865.

Relation of the Natural Sciences to the Totality of the Sciences. (Helmholtz) London. Hodgson & Son. 1869.

The State and Education. London. Edward Stanford. 1870. 2nd ed. Hodgson. 1884.

The Systematic Training of the Body. London. Trübner & Co. 1878.

Seeing and Thinking. London. Swan-Sonnenschein. 1883.

Deutſche Schriften K. H. Schaibles.

Croup und Tracheotomie. Inauguraldiſſertation. Baſel. Krüſi. 1853.

Geſundheitsdienſt im Krieg und Frieden. Wien. Braumüller. 1868.

Digitized by Google

Todes- und Freiheitsstrafe. Berlin. Julius Springer. 1869.
Selbsthilfe auf dem Schlachtfelde. London. Trübner & Co. 1870.
Deutsche Stich- und Hiebworte. Straßburg. K. J. Trübner. 1879. 2. Auflage. 1885.
Der Salzbund. 1882. London. Aug. Siegle.
Englische Sprachschnitzer, von O'Clarus Hiebslac (Anagramm von Carolus Schaible). Straßburg. Trübner. 1884. 2. Auflage 1885. 3. Auflage 1886.
Geschichte der Deutschen in England. Straßburg. K. Trübner. 1885.
Scherz und Ernst. Poesie und Prosa. Stuttgart. Bonz & Comp. 1888.
Shakespeare der Autor seiner Dramen. Heidelberg. C. Winter. 1889.
Die Juden in England. Ein kulturhistorisches Bild. Karlsruhe. Braun. 1890.
Deutschland vor hundert Jahren. Karlsruhe. Braun. 1892.
Erinnerungen an Dr. Hermann Müller-Strübing. London. A. Siegle. 1894.
Die höhere Frauenbildung in Großbritannien. Karlsruhe. G. Braun. 1894.

Biographische Skizzen von:

Dr. Eduard Bronner, im Jahre 1849 Mitglied der konstituierenden Versammlung in Karlsruhe. 1886.
Professor Karl Damm, Direktor der Realschule in Karlsruhe, im Jahre 1849 Präsident der konstituierenden Versammlung in Karlsruhe. Publiziert in „Badische Biographien" von Großherzoglichem Archivdirektor Dr. von Weech. 1891.

Digitized by Google

XVI.

Verfaßt zur Erinnerung an 1870 für den Kompositionsabend im deutschen Athenäum in London am 22. März 1880

von

Karl Heinrich Schaible.

Deutschland.

I.

Hehr steht sie wieder in Europas Rate da! —
Die einst erniedriget, in Staub getreten,
Riß ihre Sklavenkett' entzwei, stand wieder auf, Germania! —
Es träumen ferne in tiefen, kühlen Betten
Ihrer Kinder Tausende den langen Traum,
Die starben ihr zur Wehr,
Sich selbst zu Ruhm und Ehr,
Weit an der Mosel und der Seine Saum.
Erstaunet fragen sich die Schwestern: —
„Ist Cinderella dies von gestern?"
Mit majestätisch stolzem Schritte,
Mit strengem aber güt'gem Blick
Tritt sie in ihre Mitte,
Sie weichen alle scheu zurück: —
„Ist dies die Träumerin,
Die stets in hohen Wolken schwebte,
Der unsre Zeit wie nicht vorhanden schien,
Die stets nur in der Zukunft lebte?"
Wohl nach der Zukunft ist gewandt ihr Streben!
Wer will der Zukunft Schöpfer werden,

Digitized by Google

Muß für ſie träumen, in ihr leben.
Wer nichts als Gegenwart gewollt auf Erden,
Iſt Schöpfer nicht der Gegenwart geworden:
Dem ſind verſchloſſen der Schöpfungswerkſtätt Pforten.

II.

Seht hin! Die hölliſchen Dämonen
Des Aberglaubens und der Lüge,
Die gen ſie fochten in dem letzten Kriege,
Die in der Burg gefallner Engel thronen,
Nachdem verkrochen ſie ſich vor Germanias Schwert,
Sind abermals zum Streit zurückgekehrt!
Weh dir, Germania, wenn ſie dich zwingen!
Die Jahr' von Schmach und Elend werden ſie dir wieder bringen,
Die ſie dir ſeit Jahrhunderten gebracht: —
Blutend unter den Streichen fremder Söldner Wut,
Kein Glück noch Recht, keine Ehr noch Macht,
Alles, was du errungen und geſchaffen mit Schweiß und Blut,
Zernichtet wird von dieſer Brut der Hölle:
Germania fällt — wird wieder Cinderelle!
Weh euch! die ihre Ketten halfen ſchmieden,
Euch ſelbſt ſind ſie zunächſt beſchieden!
Euch ſelbſt habt ihr mit ihr getroffen:
Freiheit im Denken, im Gewiſſen,
Des freien Menſchen edelſt Hoffen
Habt aus dem Buſen ihr geriſſen!

III.

Germania, nein, ſie wird nicht wieder fallen!
Ihr Blick iſt ruhig auf die Zukunft hingewandt,
Die ihr gehört. Wenn die Trompeten ſchallen,
Sobald der Ruf durch ihre Gau'n geſandt,
Die Söhne all ſich um die Mutter ſcharen. —
Solange ſie nicht an ſich ſelbſt geglaubt,
Mußte ſie beugen ſtets vorm Feind das Haupt;
Glaubend an ſich, beſiegt ſie all Gefahren.
Solang ſie ſelbſt ſich treu geblieben,
Konnt' kein Eroberer die Ferſe auf ſie ſetzen;

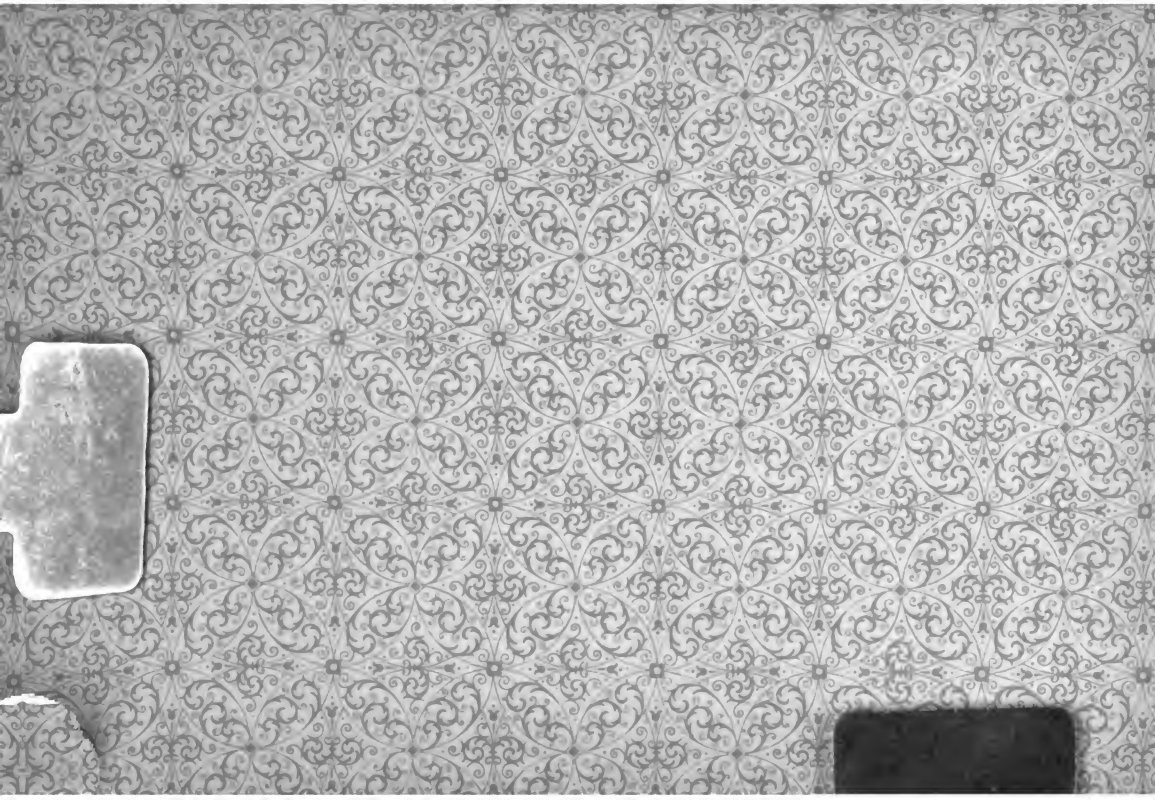
Digitized by Google

Nie sank sie unter fremden Siegers Hieben,
Als wenn sie selbst half sich verletzen.
So wie das Licht die Finsternis besiegt,
Wird sie auch siegreich in dem Kampfe bleiben;
Wie vor der Sonne Strahl der schwarze Nebel fliegt,
Wird Lüg' und Aberglaub' sie in die Hölle treiben.
Was sie geträumt, als wahr sich einst erweist,
Für was sie kämpft, wird noch errungen,
Wahr wird noch, was mit hehrem Sehergeist
Ihrer Barden edelster gesungen: —
Auf Erden Völker nur von Brüdern wohnen,
„Umschlungen sind die Millionen!"

IV.

Der Wahrheit goldne Sonne
Erfüllt die Menschheit nun mit Wonne,
Wo vormals Haß, sitzt Liebe auf dem Thron,
Statt Knechtschaft herrschet reine Freiheit,
Die Geistesnacht wich vor der Bildung Hohn,
Die Lüg' floh in die Höll' vor Wahrheit,
Es vergraben die Völker ihre Waffen,
In Pflüge werden Schwerter umgeschaffen;
Der Geist der Völkerandacht künft'ger Zeit,
Der die Erd' von Höll' erlöst und sie zum Himmel weiht,
Ist der Menschheit Geist, vom Kreuz befreit!

Digitized by Google

61625462

Digitized by Google